

- Datenarchivierung
- Löttechnik
- Holzbearbeitung
- Druckerei
- Kreativ-Werkstatt
- Gärtnerei



Hephata Magazin

Nr. 20
Februar / 09

EINBLICKE - ANSICHTEN - AUSBLICKE



Evangelische Stiftung Hephata 1859 - 2009 150 Jahre an der Seite von Menschen mit Behinderung



Inhalt

HephataMagazin
Ausgabe 20 | Februar 2009



Editorial	01	Essen - Das erste Regionalisierungsprojekt von Wolfgang Wittland	32
Zum 150. Jubiläum	02	Der Anfang von Ende der Anstalt von Klaus-Dieter Tichy	34
150 Jahre an der Seite von Menschen mit Behinderungen die Geschichte im Überblick von Dieter Kalesse	05	Karl Flocke: Hephata seit 1929 Ein Porträt von Prof. Dr. Johannes Roskothen	36
Die Gründer von Christian Dopheide	12	Von der Überwindung der Mauern 150 Jahre Wechselwirkungen zwischen Theologie und den Lebenslagen von Menschen mit Behinderung von Klaus Eberl	40
Der Pädagoge Gedanken von Christian Dopheide über Karl Barthold	14	Vom „Blöden“ zum Menschen von Dr. Norbert Friedrich	44
Der Benninghof bei Mettmann von Vanessa Schäfer und Kathrin Schulze Othmerding	16	Kleider machen Leute von Dr. Norbert Friedrich	46
Zur Euthanasie Fakten von Sonja Zeigerer	20	Seit 1866 Arbeit für Menschen mit Behinderung von Dieter Kalesse	48
Uwe Beers Kindheit und Jugend Erleben festgehalten von Prof. Dr. Johannes Roskothen	24	Menschen mit geistiger Behinderung zwischen Ablehnung und Teilhabe Aspekte einer Entwicklung aus der Perspektive der Heil- und Geistigbehindertenpädagogik von Prof. Dr. Barbara Fornefeld	50
Einladung zum Jubiläumfest	26	„1968“ und die „Anstaltsdiakonie“ von Dr. Ulrike Winkler	28

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

mit der „Nummer 20“ beginnt eine kleine Reihe zum 150. Jahr der Stiftung Hephata. Zum Anfang blicken wir zurück. Auf der Höhe des Jahres werden wir uns zu erkennen geben, wie wir heute sind. Zum Ausklang blicken wir nach vorn. In engem Zusammenhang hierzu stehen die drei Ereignisse, die unser Jubiläumsgeschichte gliedern. Der Festgottesdienst in der Hauptkirche zu Rheydt am 15. Februar. Das große Stadtfest im Zentrum von Rheydt am 6. Juni. Die Fachtagung zur Zukunft der sozialen Arbeit am 1. und 2. September in Mönchengladbach. Und es gibt Grund zur Hoffnung, dass wir das Jahr auch mit einem Gottesdienst, der in die Zukunft weist, beschließen können.

Heute nun der Blick zurück. Jeder Artikel dieses Heftes betrachtet die gleichen 15 Jahrzehnte. Es wechselt aber die Perspektive. Wie hat die Theologie unsere Arbeit geprägt? Wie die Fachwissenschaft? Welchen Einfluss hatten gesellschaftliche Entwicklungen? Wie kam es zum Abschied von der Anstalt? Wie tief reichen die Wurzeln dieser Entwicklung? Wie hat die Haltung der Menschen ihre Sprache geprägt – und umgekehrt? Welche Kleider machen welche Leute? Welch ein Mensch war Karl Barthold, wer ist Karl Flocke, warum ist es Uwe Beer schwergefallen, über seine Erfahrungen zu reden? Und nicht zuletzt: Warum sind wir engagierten Bürgern, dem evangelischen Rheinland sowie den Johannitern zu Dank verpflichtet?

Wir haben uns um ein vielseitiges Bild bemüht beim Blick zurück. Und um ein möglichst ehrliches. Wir können nicht zurückblicken auf 150 ausschließlich glorreiche Jahre. Es ist auch viel Irrtum, viel Versagen und manche Schuld darin. Unsere eigenen Fehler werden einst von anderen erkannt werden. Und hoffentlich korrigiert.

Beim Blick zurück gilt aber auch das andere. 150 Jahre lang einem Auftrag nachkommen zu können, das ist ein Grund zum Dank. Geboren in Preußen, erstarkt im Kaiserreich, verarmt im Weltkrieg, bewahrt in der Weimarer Republik, zu Tode bedroht im Faschismus, zerbombt im Kriege, restauriert im Wiederaufbau, erstarkt im Wohlfahrtsstaat, gebeutelt vom Systemwechsel in der Sozialwirtschaft, profiliert durch konsequente Modernisierung: Diese Stiftung ist – weiß Gott! – nicht ohne Fehl und Tadel. Aber sie ist wind- und wettergegerbt. Und sie hat Lust auf Zukunft.

Teilen Sie heute mit uns den Blick zurück. Er sei aber nicht das Letzte, was wir gemeinsam tun.



Ihr Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata

Pfarrer
Christian Dopheide

Dipl.-Kaufmann
Klaus-Dieter Tichy





Zum 150. Jubiläum:

Hephata ermöglicht Menschen mit Behinderung einen sicheren Arbeitsplatz, so dass sie einen geregelten Tagesablauf haben und sich in die Gesellschaft integrieren können.

Hephata bietet seinen Mitarbeitern auch begleitende Angebote, z.B. Sportangebote wie Tischtennis, Entspannung, Fortbildungen und vieles mehr. Was in meinen Augen so wie ich es sehe den Mitarbeitern auch gut gefällt und mir persönlich auch.

Ich arbeite in einer Loreal-Gruppe und mache da hochqualitative Arbeit.

Das machen wir alle, da spreche ich für alle. Mir macht die Arbeit sehr viel Spaß.

*René Klink,
Werkstattrat der Hephata Werkstätten,
Betriebsstätte Freiligrathstraße*

150 Jahre, das ist eine schier unermesslich lange Zeit. Herzlichen Glückwunsch, dass Sie sich als Stiftung Hephata schon so lange für Menschen mit Behinderung einsetzen. Als Eltern im Verein unBehindert miteinander leben e.V. konnten wir in den beiden letzten Jahrzehnten einen Abschnitt dieses Weges mit Ihnen gemeinsam gehen. Ihr Aufbruch, die „große“ Einrichtung in die Region zu bringen hat sich ideal mit unserem Wunsch ergänzt, Wohnbetreuung für unsere Kinder in der Heimat zu finden. Wir haben stets bewundert wie aufmerksam und mitfühlend Sie mit den Menschen umgehen und damit auch christlichen Ethos in guter Weise verwirklichen.

*Matthias Domrös,
Vorstand unBehindert miteinander leben e.V.*



Ausgezeichnet! 150 Jahre Hephata sind wahrlich Anlass, mit Dank zurück zu schauen und mit Freude nach vorne zu blicken.

Dank, weil wir bei PUKY in mehr als 25 Jahren hervorragender Zusammenarbeit bei Hephata Zuverlässigkeit, Gradlinigkeit und Offenheit in beispielhafter Weise erfahren durften. Freude, weil tausende von Kindern mit PUKY Kinderfahrzeugen, die Stück für Stück perfekt von Hephata Mitarbeiter/innen montiert wurden, die ersten Schritte in ein bewegtes Leben erfahren konnten.

Waren es Dreiräder, Rutscher oder Laufäder, die Aufzählung der bei Hephata gefertigten PUKY Fahrzeugtypen würde Seiten füllen. Passend zum Jubiläumsjahr konnte die weit über das normale Maß hinausgehende Zusammenarbeit mit der Etablierung einer kompletten Hephata Montagegruppe in der PUKY Fabrik am Stammsitz Wülfrath gekrönt werden.

Das Ergebnis: In sozialer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht ausgezeichnet.

Mit freundlichen Grüßen

*Michael Bunte,
Geschäftsführer Technik
PUKY GmbH&Co.KG*



Einen herzlichen Glückwunsch von der Aktion Mensch zum 150-jährigen Jubiläum der Stiftung Hephata! Für uns ist die Stiftung Hephata der Pionier für gemeindeintegriertes Wohnen. Sie hat als erster Träger alte und überkommene Wohnformen umgewandelt und Menschen mit Behinderung mitten in die Gesellschaft gebracht. Für die Aktion Mensch waren Sie Impuls- und Ideengeber für unser großes Förderprogramm zur Umwandlung von Groß- und Komplexeinrichtungen, mit dem wir bundesweit inzwischen 80 Projekte gefördert und hierfür 32 Mio. € zur Verfügung gestellt haben. Wir freuen uns sehr, dass wir gemeinsam mit Ihnen und den vielen anderen Trägern mit dazu beitragen können, die Möglichkeit zur Teilhabe am sozialen Leben für Menschen mit Behinderung zu verbessern.

*Dieter Gutschick,
Geschäftsführer der Aktion Mensch*



Ich freue mich ganz besonders, dass die Evangelische Stiftung Hephata von Anfang an Teil der Bundesinitiative „Daheim statt Heim“ ist und sich bundesweit für die Förderung selbstbestimmten Wohnens von Menschen mit Behinderung einsetzt. Ihre Arbeit vor Ort zeigt, dass ambulantes Wohnen und gemeindenaher Versorgung gelingen kann. Es ist für Träger von Einrichtungen eine Herausforderung, aber beinhaltet auch die bereichernde Erfahrung, das Richtige für die Menschen getan zu haben.

*Sylvia Schmidt, MdB
Vorsitzende der Bundesinitiative
Daheim statt Heim*

Zum 150. Jubiläum gratuliere ich der Evangelischen Stiftung Hephata im Namen der Landesregierung.

"Hephata" ist kein Selbstzweck, sondern ein Mittel, um Menschen mit Behinderungen zu unterstützen, damit sie einen Platz in der Mitte der Gesellschaft finden. Die ehemaligen klassischen Anstaltsgelände werden umgestaltet und mit einer neuen Bebauung "in die Stadt geholt". Dieser Weg in die Normalität ist die Zukunft für immer mehr Menschen! Damit erfüllen Sie das Bibelwort "Hephata - Öffne Dich!" als einer der ersten "Anstaltsträger" mit einem neuen zukunftsweisenden Gestaltungsanspruch. Viele Bewohner von Hephata nehmen heute am ganz normalen Leben im Stadtviertel teil. Mein Glückwunsch gilt deshalb auch den Menschen, für die sich die Stiftung seit eineinhalb Jahrhunderten einsetzt.

Das Land wird die Evangelische Stiftung Hephata auf diesem Weg auch in Zukunft weiter unterstützen.

*Karl-Josef Laumann, Minister für
Arbeit, Gesundheit und Soziales
des Landes Nordrhein-Westfalen*





Zum 150. Jubiläum:

Vor 150 Jahren wurde die Evangelische Stiftung Hephata in Mönchengladbach gegründet. Dazu gratuliere ich persönlich wie im Namen der Bürgerinnen und Bürger sehr. Es freut mich, dass dieses besondere Unternehmen seinen Stammsitz hier hat, denn Hephata gehört zu unserer Stadt.

Seine vielfältigen Wirkungsbereiche geben uns Gelegenheit, gemeinsam etwas zu bewegen und Impulse zu setzen für eine menschlichere Gesellschaft, in deren Mitte Menschen mit oder ohne Behinderung nebeneinander stehen.

Oder anders ausgedrückt: „Jeder Mensch ist ein König“ (so der Titel des Sonderpreises beim 1. Hephata Kunstpreis an Ingrid Pusch).

Norbert Bude,
Oberbürgermeister
der Stadt Mönchengladbach

MÖNCHENGLADBACH

Vor 150 Jahren bestand die Herausforderung im Umgang mit behinderten Menschen darin, sie aus ihrer Isolation heraus zu holen. Schulunterricht und die Einübung lebenspraktischer Fähigkeiten waren ein humanistisch geprägter Beleg dafür, dass diese Menschen als „bildbar“ betrachtet wurden.

Nach Auflösung von Anstalten und Dezentralisierung von Komplexeinrichtungen ist gegenwärtig der Leitgedanke für die Modernisierung der Behindertenhilfe die gemeinwesenorientierte Unterstützung. Dabei ist nicht nur die Sicht auf den einzelnen Menschen mit Behinderung, sondern auch auf das Netzwerk seines Wohn- und Lebensumfeldes maßgeblich.

Der Stiftung Hephata ist es erfolgreich und zukunftsweisend gelungen, mit ihren vielfältigen Angeboten Lebens- und Begegnungsräume für Menschen mit Behinderung zu schaffen, so dass sie nachbarschaftlich eingebunden als Bürger unter Bürgern leben können.

Viel Erfolg und Gottes Segen auch weiterhin bei der kreativen Suche nach alternativen Wegen und bei der gemeinwesenorientierten Unterstützung von Menschen mit Behinderung.

Pfarrer Dr. Uwe Becker,
Vorstand der Diakonie
Rheinland-Westfalen-Lippe e. V.

Diakonie

HEPHATA. unternehmen mensch. Zeitgemäße Hilfen für Menschen mit Behinderung: es zeichnet diese Stiftung aus, dass sie sich seit 150 Jahren ganz auf ihren ursprünglichen Auftrag, also auf ihr Kerngeschäft, konzentriert. In dieser Konzentration liegt ihre Stärke. Mit dieser Stärke ist sie wichtig für die Evangelische Kirche im Rheinland. So hat sie Anteil am Verkündigungsauftrag der Kirche, denn diakonisch wird es, wenn den Worten Taten folgen.

Ich danke Hephata und allen Mitarbeitenden, dass sie diesen Anspruch so überzeugend einlösen.

Nikolaus Schneider,
Präs der Evangelischen Kirche im
Rheinland



Der Preussische Staat kennt seine Scheunen und Ställe, seine Pferde und Esel, nur nicht jene Ärmsten seiner Untertanen, die auf Erlösung aus der Nacht des Blödsinns harren (...)
Der Allmächtige Gott fragt dich, mein Vaterland und dich, meine Mutter Kirche: ‚Wo sind deine blöden Kinder?‘ Wie lange noch willst du ihm antworten: ‚Ich weiß nicht! Soll ich meiner Kinder Hüter sein?‘ (...)

Text: Dieter Kalesse
Fotos: Hephata-Archiv

150 Jahre an der Seite von Menschen mit Behinderung

- die Geschichte der Evangelischen Stiftung Hephata im Überblick

Erlösung aus der Nacht des Blödsinns

1857

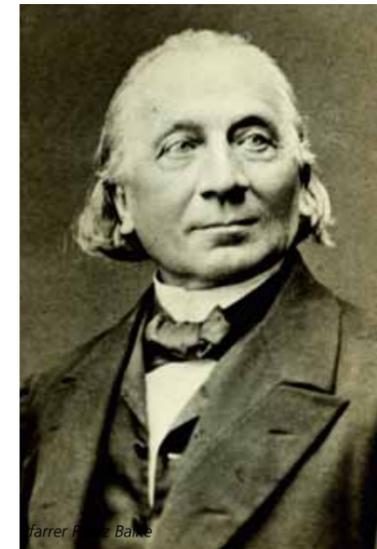
Menschen mit Behinderung werden als Strafe Gottes für die Familien gesehen und gelten als nicht bildbar. Entsprechend werden viele von ihnen versteckt gehalten und leben weitgehend isoliert. Mit dieser Tatsache wird der Kaiserswerther Pfarrer **Julius Disselhoff** (* 1827 †1896) durch Diakonissen konfrontiert, deren Seelsorger er ist. Disselhoff beschäftigt sich mit der Lebenssituation der behinderten Menschen und verfasst 1857 seine Schrift „**DIE GEGENWÄRTIGE LAGE DER CRETINEN, BLÖDSINNIGEN UND IDIOTEN IN DEN CHRISTLICHEN LÄNDERN**“.

Diese Schrift, in der er dazu aufruft deren Lebenssituation zu verbessern, widmet er Prinz Carl von Preußen, dem Herrenmeister des Johanniterordens. Er formuliert: „(...) **DER PREUSSISCHE STAAT KENNT SEINE SCHEUNEN UND STÄLLE, SEINE PFERDE UND ESEL, NUR NICHT JENE ÄRMSTEN SEINER UNTERTANEN, DIE AUF ERLÖSUNG AUS DER NACHT DES BLÖDSINNS HARREN** (...)“

DER ALLMÄCHTIGE GOTT FRAGT DICH, MEIN VATERLAND UND DICH, MEINE MUTTER KIRCHE: ‚WO SIND DEINE BLÖDEN KINDER?‘ WIE LANGE NOCH WILLST DU IHM ANTWORTEN: ‚ICH WEISS NICHT! SOLL ICH MEINER KINDER HÜTER SEIN?‘ (...)

24.9.1858

Der Rheydter Gemeindepfarrer **Franz Balke** (*1822 †1889) ist Johann Hinrich



Familie Barthold

berg stammende Taubstummenlehrer **Karl Barthold** (*1829 †1904) zusammen mit seiner Frau die Arbeit mit zunächst vier behinderten Jugendlichen beginnt.

7.6.1859

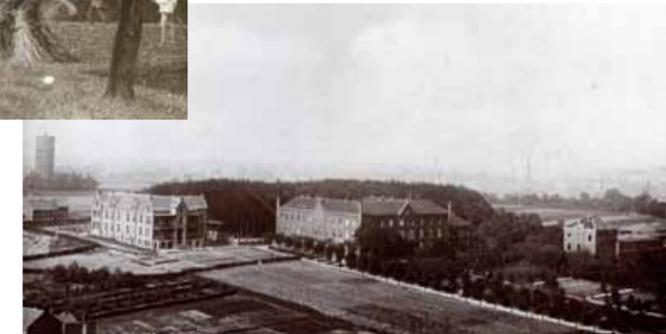
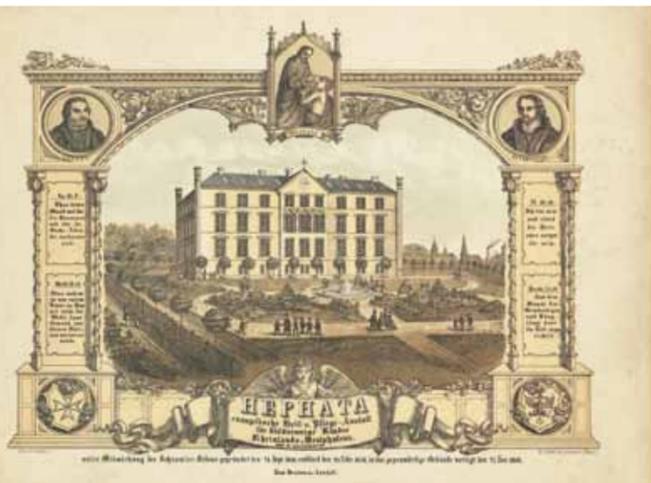
Das neu entstandene Institut für behinderte Menschen erhält den Namen „Hephata“. Zu diesem Zeitpunkt werden 24 überwiegend junge „Pflegerlinge“ betreut, die als bildungsfähig angesehen und von Barthold unterrichtet werden. Zugleich liegen über 100 Aufnahmeanfragen vor. Deshalb beschließt der Verwaltungsrat unter Vorsitz von Franz Balke den Kauf eines zwischen Mönchengladbach und Rheydt auf einer Anhöhe gelegenen Geländes von 16 Hektar Fläche (heute: das Stiftungskerngelände in Mönchengladbach), um dort ein „zweckmäßiges Anstaltsgebäude“ zu errichten.

27.11.1861

Das neue Haupthaus wird auf dem 1859 erworbenen Gelände eröffnet. Es bietet Raum für 100 Menschen mit Behinderung,

20.2.1859

Die Idee von Pfarrer Franz Balke kann realisiert werden. An der Viersener Straße 23 in Mönchengladbach wird das Haus feierlich eingeweiht, in dem der aus Württem-



linke Seite: Ansichten Johanniterhaus 1860-1937

oben: Ansicht Gelände Benninghof 1937

rechts: Geländeansicht Mönchengladbach um 1937

Die Geschichte der Evangelischen Stiftung Hephata im Überblick - 1865 bis 1940



die in Gruppen von zehn bis zwölf Personen zusammenleben, was durchaus der Größe einer Familie in jener Zeit entspricht. Das Haus erhält den Namen „Johanniter-Haus“ und erinnert damit daran, dass der Johanniter-Orden den größten Teil des Stiftungsvermögens, 16.756,12 Taler preußischer Curant, aufbrachte.

Hephata wird Modell für die Gründung anderer Einrichtungen

27.6.1865

Pfarrer Franz Balke referiert auf der Generalversammlung des Provinzialausschusses für Innere Mission in Bonn zum Thema „Was erfordert die christliche Fürsorge für die Epileptischen?“ Im gleichen Jahr wird Karl Barthold beauftragt, zwei Wochen lang Westfalen zu bereisen, um bei der Suche nach einem Standort für eine Einrichtung für Anfallskranke zu helfen. Dieser Initiative ist es unter anderem zu verdanken, dass 1867 in Bielefeld die Anstalt Bethel gegründet wird. Als erster Hausvater Bethels wird am 6.11.1867 Bartholds Neffe Johannes Unsöld - ebenfalls Taubstummenlehrer - in sein Amt eingeführt. 1872 übernimmt Friedrich von Bodelschwing die Leitung Bethels.

1879

Hephata betreut 88 behinderte Männer und 42 behinderte Frauen, also 130 Personen. 29 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden von Karl Barthold und seiner Frau angeleitet.



Das Haus „Asyl“ wird bezogen, dem erstmals auch Werkstatträume angegliedert sind.

Die gesamte Arbeit der Einrichtung muss sich aus Spenden, anderen Gaben und eigener Arbeit finanzieren, denn erst 1891 erhält Hephata durch das „Gesetz zur Fürsorge von Geistesschwachen“ einen täglichen Pflegesatz von 1,25 Mark pro Kopf.



Nach den Angaben Karl Bartholds dient Hephata folgenden Einrichtungen als Vorbild:

Langenhagen, Hannover; Kückenmühle, Pommern; Wilhelmsstift, Potsdam; Sachtenberg, Mecklenburg; Rastenburg, Ostpreußen; Erckerode, Braunschweig; Scheuern, Nassau; Lemgo, Lippe-Detmold;

Sobernheim, Rheinland; Wittekindshof, Westfalen; Bad Kreuznach, Rheinland. Barthold berichtet auch über Besuche aus Schweden, Norwegen und Österreich.

4.11.1904

Im Alter von 75 Jahren stirbt Karl Barthold, der 45 Jahre lang als Direktor Hephata geleitet und geprägt hat. Als Mitbegründer, Vizepräsident und später Präsident der „Konferenz für das Idiotenwesen“ in Deutschland hat er zur Entwicklung der „Hilfsschulen“ und damit zum Entstehen der Sonderpädagogik in Deutschland entscheidend beigetragen. 1895 verfasst Barthold die erste „Fibel für Schwachbegabte“ und formuliert sein Arbeitziel so „(...) die schwachen oft kaum erkennbaren leiblichen und geistigen Gaben und Kräfte, die im blödsinnigen Kind verborgen liegen zu wecken, zu erforschen, zu nähren und zu kräftigen (...) mit anderen Worten: blödsinnige Kinder soviel wie möglich zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft, vor allem aber des Reiches Gottes zu bilden (...)“

1905 - 1930

Georg Pälzer folgt auf Barthold als Leiter.



Die 20 Jahre seiner Amtszeit (1905 bis 1925) sind durch äußere Knappheit in der Versorgung der Bewohner geprägt. Die



Stiftung, die während des 1. Weltkrieges einen Teil ihres Vermögens in „Kriegsanleihen“ zeichnet, verliert in der Inflationszeit ihr gesamtes Vermögen.

Walter Niefeling leitet Hephata ab 1925 bis er 1929 um seine Entlassung bittet.

Pfarrer Hanke, Gemeindepfarrer in Rheydt und Vorsitzender des Verwaltungsrates, übernimmt kommissarisch die Leitung. Ihm ist es ein Anliegen, die Arbeit Hephatas auf eine solide Basis zu stellen und wieder stärker evangelisch zu prägen. Deshalb schließt er Verträge, die sicherstellen dass Diakonissen und Diakone in Hephata Dienst tun.



Bis 1947 arbeitet Hephata mit Diakonissen aus dem Diakonissen-Mutterhaus Münster, von 1947 bis 1967 mit Diakonissen der Bergischen Diakonie Aprath. Diakone für Hephata stellt seit 1929 die Westfälische Diakonenanstalt Nazareth, Bielefeld-Bethel.

1931

mit Adolf Nell - vorher Pfarrer in Langenberg - übernimmt erstmals ein Theologe die Leitung der Stiftung. Damit



bekommt Hephata auch die Rechte einer Anstaltskirchengemeinde. 1932 entsteht auf dem Gelände durch Umbau eines Gebäudes eine Kirche.



1937

Die Düsseltaler Anstalten (heute Graf-Recke-Stiftung) übertragen den Bennighof bei Mettmann - der bis 1935 eine Einrichtung der Fürsorgeerziehung war - mit 250 Wohnplätzen und 100 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche an die Evangelische Stiftung Hephata, die Gebäude und Gelände für Menschen mit Behinderung nutzt.



Widerstand gegen die Euthanasie der Nationalsozialisten hat Teilerfolg

1940

Pfarrer Adolf Nell wird an die Diakonissenanstalt Kaiserswerth berufen. Ihm folgt Pfarrer Hans Helmich als Anstaltsleiter nach in einer Zeit, in der Menschen mit Behinderung massiv bedroht sind. Denn im Oktober 1939 hatte Adolf Hitler den Leiter seiner Kanzlei Phillip Bouhler und seinen Begleitarzt Dr. Karl Brandt zur Durchführung der sogenannten Euthanasieaktion - der systematischen Ermordung von Menschen mit Behinderung - ermächtigt.



Neues Johanniterhaus ca. 1955



Hephata-Gelände Mönchengladbach um 1960



Julius-Disselhoff-Haus, ca. 1950



Hephata-Werkstätten, Betriebsstätte Tippweg, Mönchengladbach

Die Geschichte der Evangelischen Stiftung Hephata im Überblick - 1940 bis 1976



30.7.1940

Pfarrer **Hans Helmich** sendet die „Meldebogen 1“ unausgefüllt an die für die Euthanasieaktion zuständige Behörde zurück und schreibt dazu:



„(...) Nachdem wir erfahren haben, dass die Fragebogen 1 zur Ausmerzung Gemeinschaftsunfähiger dienen sollen, fürchten wir, uns durch die Beteiligung an ungesetzlichen Maßnahmen schuldig zu machen (...) sehen wir uns nicht in der Lage, die ‚Meldebogen 1‘ ausgefüllt zurück zu reichen.“

10.4.1943

Der Hephata-Leitung wird in einem Gespräch in Köln mitgeteilt, dass der Reichsverteidigungskommissar angeordnet habe, die Heil- und Pflegeanstalten in den Gauen Köln, Aachen und Düsseldorf für kriegsbedingte Zwecke zu räumen.

14.5.1943

350 Bewohner Hephatas werden zum Niederreidenbacher Hof, Bad Kreuznach, verlegt. Bis zum 12.7.1943 werden insgesamt weitere 199 Bewohner verlegt. Von den insgesamt 549 „Verlegten“ werden nachweislich 180 durch die Nationalsozialisten ermordet.

Aufgrund der Verhandlungen Helmichs dürfen 250 Bewohner in Hephata bleiben, 150 davon in Mönchengladbach und 100 auf dem Benninghof in Mettmann.

28.12.1944

Bei Luftangriffen auf Mönchengladbach wird auch Hephata getroffen. Nach dem dritten Luftangriff, bei dem Hephata-Gebäude zerstört wurden, am 28.12.1944 ist eine Arbeit auf dem Stiftungsgelände in Mönchengladbach nicht mehr möglich. Die verbliebenen Bewohner und Mitarbeiter müssen zum Benninghof nach Mettmann umziehen, und die gesamte Arbeit der Stiftung geschieht nur noch dort.



Wiederaufbau

1945

Bei Kriegsende ist das Hephata-Gelände in Mönchengladbach ein riesiges Zeltlazarett. Nach und nach werden die Trümmer der Häuser von den Engländern freigegeben. Diakon **Friedrich Plätzer** beginnt mit wenigen Helfern den Wiederaufbau. Zunächst werden das Bodelschwingh-Haus, das Disselhoff-Haus, das Wirtschaftsgebäude und das Handwerksgebäude wieder hergestellt.

1947

Nachdem im Krieg der Unterricht der Kinder mit Behinderung zum Erliegen kam, nimmt im Frühjahr 1947 Schulleiterin Chlothilde Christmann in Räumen des Benninghofes in Mettmann den Unterricht für Kinder mit Behinderung wieder auf; 19 Jahre bevor 1966 in Nordrhein-Westfalen die Schulpflicht für Kinder mit geistiger Behinderung eingeführt wird.



19.5.1957

Die neu erbaute Hephata-Kirche - in Gebäudeeinheit mit der Verwaltung - in Mönchengladbach wird mit einem Gottesdienst eingeweiht. Damit findet eine erste



Neubauphase ihren Abschluss, bei der auch das Balke-Haus und das Johanniter-Haus errichtet wurden. Später, 1964 wird die Karl-Barthold-Schule neu errichtet.



1.11.1969

Pfarrer **Hans-Martin Hermann** wird zum Leiter des Benninghof in Mettmann berufen. Unter seiner Leitung (bis 1998) wird der Benninghof ausgebaut und als weitgehend autonome Teileinrichtung Hephatas geführt.



17.9.1968

In Nachfolge von Pfarrer Hans Helmich übernimmt der Theologe und Pädagoge **Klaus Kaempff** die Leitung Hephatas. Er war zuvor acht Jahre lang als Brüderpfarrer und Ausbildungsleiter der Diakonenschaft des Johannesstiftes in Berlin tätig. Er nimmt nach und nach neue Entwicklungen in der Behindertenhilfe auch für Hephata auf.

1973

Unter dem Stichwort „**Familienpflege**“ beginnt in Mönchengladbach die Begleitung junger Menschen, die die Einrichtung verlassen, um auf eigenen Füßen zu stehen. Bereits seit Mitte der 50er Jahre hatten sich immer wieder „Ehemalige“ mit der Bitte um Rat und Hilfe an Hephata gewandt. Die Eröffnung der ersten Wohngemeinschaft ohne Finanzierung durch einen Pflegesatz im Jahr 1975 in der Lüpertzender Straße 3 markiert den Einstieg in eine Unterstützung eigenständigen Lebens an der Schnittstelle zwischen Heim und Selbstständigkeit. Die „**Hephata-Außenfürsorge**“ etabliert sich und hält Kontakt zu mehr als 150 ehemaligen Heimbewohnern.

1.10.1975

Die erste Werkstatt für behinderte Menschen auf dem Mönchengladbacher Zentralgelände wird in Betrieb genommen. Hier erhalten 270 behinderte Menschen einen für sie adäquaten Arbeitsplatz.



25.11.1975

Im deutschen Bundestag wird die Psychiatrie-Enquete vorgelegt. Dieser Bericht zur Lage psychisch und geistig behinderter Menschen in der Bundesrepublik setzt neue Maßstäbe.

Die Verbesserung der Lebensbedingungen behinderter Menschen in psychiatrischen Einrichtungen und Anstalten rückt ins Blickfeld der Sozialpolitik.

5.1.1976

18 geistig behinderte Männer ziehen vom Zentralgelände in das erste „**Außenwohnheim**“ am Jöbgesbergweg 32 in Mönchengladbach-Rheydt. Damit beginnt erstmals eine Dezentralisierung der Einrichtung: behinderte Menschen werden in normale Wohnumfelder integriert.



Ab 1980 beginnt die sogenannte „Auflockerung“ - neue Häuser werden gebaut, Menschen mit Behinderung ziehen um, so können bisherige Mehrbettzimmer in Zweibettzimmer umgewandelt werden. Zunehmend versucht man die Lebensstandards der Menschen mit Behinderung zu verbessern.



Das Julius-Disselhoff-Haus als eines der letzten Anstaltsgebäude in MG wird abgerissen



Leben in Wohngebieten wird zum Standard

Die Geschichte der Evangelischen Stiftung Hephata im Überblick - 1976 bis 2008



Hephata und Benninghof als „Orte zum Leben“

1.1.1983

Aus den von Bodelschwingschen Anstalten Bethel, Bielefeld, kommend, wo er bis dahin die Diakonenschule geleitet hat, löst Pfarrer **Horst Leweling** den in den Ruhestand verabschiedeten Pfarrer Klaus Kaempff ab. Leweling hat das Konzept,



Komplexeinrichtungen als „Orte zum Leben“ zu verstehen und arbeitet an einer kontinuierlichen Verbesserung der Standards.

10.6.1989

In der Teileinrichtung Benninghof in Mettmann wird ein neuerbautes Werkstattgebäude mit 200 Arbeitsplätzen für Menschen mit Behinderung in Betrieb genommen. Damit wird eine intensive Bauphase vorläufig abgeschlossen, die 1970 begann und in der mehrere Wohnheime und eine neue Sonderschule entstanden sind.



8.9.1991

Im Rahmen des Jahresfestes wird auf dem Zentralgelände in Mönchengladbach ein Mahnmal für die Euthanasieopfer, der „Platz für das Leben“ - gestaltet vom Holzbildhauer und Keramiker Friedrich Stachatz - vorgestellt und für alle zugänglich gemacht.



1992

Hephatas Fachschulen für Heilerziehungspflege und Heilerziehungshilfe werden staatlich anerkannt. Die seit 1970 einrichtungsintern bestehenden Schulen werden 2000 im Hephata-Berufskolleg zusammengefasst.

April 1995

Die Evangelische Bildungs- und Pflegeanstalt Hephata (exakter damaliger Name) durchlebt eine tiefgreifende Krise. Die bisherige Leitung wird vom Aufsichtsorgan abgelöst und durch zwei für ein Jahr bestellte kommissarische Leiter - Pfarrer Dr. Klaus Hildemann (Direktor des Theodor-Fliedner-Werkes, Mülheim/Ruhr) und Rechtsanwalt Dr. Rainer Meusel (Neuss) - ersetzt.

September 1995

In Essen-Schonnebeck werden in einem Wohnhaus, das die dortige evangelische Kirchengemeinde neu erbaut hat, zwei Wohnungen von insgesamt 12 Menschen mit Behinderung bezogen. Sie leben in

diesem Haus mit anderen Mietparteien unter einem Dach. Sie sind in Essen aufgewachsen und ihre Familien, nächsten Angehörigen und Freunde wohnen auch in Essen. Hephata schafft hier erstmals ein Wohnprojekt, das auf die Wünsche der Familien vor Ort reagiert.

1.3.1996

Pfarrer PD Dr. **Johannes Degen** - bis dahin Direktor der Diakonischen Akademie Berlin/Stuttgart - wird zum Hephata-Direktor berufen. Er bildet zusammen mit Diplomkaufmann **Klaus-Dieter Tichy**, der zum 1.3.1997 seinen Dienst beginnt, den Vorstand.



10.4.1996

Der Name der Anstalt, in der nun neue Konzepte Raum greifen, ändert sich: aus der **Evangelischen Bildungs- und Pflegeanstalt Hephata** wird die **Evangelische Stiftung Hephata**. Zugleich tritt eine neue Satzung in Kraft, die in § 2 vorsieht, dass sich alle Dienste der Stiftung „am Wohl und an den Interessen der Behinderten orientieren, die, soweit möglich, ihr Leben selbst gestalten“. Die Stiftung setzt sich zum Ziel, Assistenz für Menschen mit Behinderung auf deren Weg zu Selbstbestimmung und Integration anzubieten.

1.7.1997

Die Stiftung gründet die „gemeinnützige Beschäftigungs- und Qualifizierungsgesellschaft Hephata mbH“, mit dem Ziel Menschen mit Behinderung und anderen Personen mit sogenannten Vermittlungshemmnissen den Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt zu ermöglichen.

Die Zeit der Anstalten ist vorbei: Dezentralisierung und Regionalisierung

Februar 1998

Die Machbarkeitsstudie zur Entwicklung des Zentralgeländes in Mönchengladbach, erarbeitet von Fachleuten der Stiftung zusammen mit dem Architekturbüro Dr. Schrammen, Mönchengladbach, wird der Öffentlichkeit vorgestellt. Sie beschreibt die **Auflösung der Sonderwelt „Anstalt“** und die Entwicklung des Stiftungsgeländes zu einem Stadtteil Mönchengladbachs mit normaler Wohnbevölkerung.



1.10.1999

Parallel zu den intensiven Bemühungen der Dezentralisierung der Heim- und Anstaltsbereiche in Mönchengladbach und Mettmann wird der Prozess der Regionalisierung der Wohnangebote vorangebracht. In Meerbusch-Büderich wird am 1.10.1999 die Verantwortung für den Betrieb von „Haus Miteinander“ übernommen. 2001 wird in Meerbusch-Osterath ein Haus für 9 schwerstbehinderte Kinder umgebaut und bezogen. 2002 kommen neue Hephata-Häuser eingebettet in normale Wohngebiete in Hilden, Jüchen, Mettmann und Wegberg hinzu.



1.1.2001

Die Stiftung ordnete ihre Tätigkeiten durch die Gründung eigenständiger Betriebsführungsgesellschaften neu. Die **Evangelische Stiftung Hephata Wohnen gGmbH** fasst alle Assistenzdienste bezogen auf das stationäre und ambulant betreute Wohnen für über 1.000 Personen zusammen.

Die **Evangelische Stiftung Hephata Werkstätten gGmbH** bündelt sieben Betriebsstätten mit insgesamt 1.300 Arbeitsplätzen. Unter dem Dach der Stiftung verbleiben die Verwaltungsabteilungen und Stabsstellen sowie die beiden **Sonderschulen** - Karl-Barthold-Schule in Mönchengladbach und Hans-Helmich-Schule in Mettmann - und das **Berufskolleg** zur Ausbildung von Fachkräften.

Juni 2003

Eine Gruppe von sieben Menschen mit Behinderung mit ihrem Gruppenleiter wird aus den Hephata Werkstätten in die Firma RWE-Umwelt ausgegliedert. Damit entsteht **Hephatas erste betriebsintegrierte Arbeitsgruppe**. Gruppen dieser Art ermög-



lichen den Menschen mit Behinderung eine direktere Teilhabe am Arbeitsleben. Im Januar 2006 werden betriebsintegrierte Arbeitsgruppen durch das Land NRW offiziell anerkannt.

März 2006

In Hückelhoven mieten in einem von einem Bauträger errichteten Haus acht Damen und Herren mit Behinderung jeweils ihr eigenes Apartment. Die für das eigenständige Wohnen notwendige tägliche Assistenz erhalten sie von Mitarbeitenden der Hephata Wohnen gGmbH. Diese Form des hier verwirklichten **ambulant betreuten Gruppenwohnens** stärkt die Rechte der Menschen mit Behinderung und bindet sie zugleich in das Gemeinwesen ein.

1.1.2007

Pfarrer **Christian Doppeide** tritt als Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata die Nachfolge von Prof. Dr. Johannes Degen an, der am 31.1.2007 in den Ruhestand verabschiedet wird. Doppeide war vorher



Vorstandssprecher der Diakonie Mark-Ruhr e.V. mit Sitz in Iserlohn, die er seit 1992 mit aufgebaut hatte.

Inklusion ist unsere Vision

25.7.2008

Etwa 190 Personen sind zum Richtfest des Hephata-Hauses am Losenburger Weg 6-8 in Velbert gekommen, in das im Frühjahr 2009 14 Menschen mit Behinderung einziehen werden. Nachdem die Stiftung



Hephata von den beiden Standorten Mönchengladbach und Mettmann ausgehend im Sommer 2008 ihre Arbeit in insgesamt **17 Orten in NRW an mehr als 100 Adressen** anbietet, ist zu diesem Zeitpunkt die Arbeit an zehn weiteren Standorten in Vorbereitung. Neben Velbert sind dies Erfstadt-Gymnich, Erkelenz, Gütersloh, Halle/Westfalen, Hürth, Kerpen-Brüggen, Oberhausen, Pulheim und Swisttal-Odendorf.

Dezember 2008

Auf dem Stiftungskerngelände in Mönchengladbach bekommt das **Quartier am Vituspark** als Wohnviertel der Stadt Mönchengladbach deutliche Konturen. Die Straßen sind angelegt und erinnern mit ihren Bezeichnungen „Franz-Balke-Weg“ und „Johanniterweg“ an die geistigen Väter Hephatas. Zwei Musterhäuser unter-



schiedlicher Typen sind gebaut und die ersten Bürgerinnen und Bürger haben ihre Kaufverträge für die entstehenden Wohneinheiten unterzeichnet.

Dieter Kalesse leitet die Abteilung Kommunikation der Evangelischen Stiftung Hephata.



Julius Disselhoff



DIE GRÜNDER

weil noch betteln. Ein Mann wie Wichern wird sie dort sehen und mit seiner „Rettungsarbeit“ beginnen.

Jubiläen verleiten zur Beschönigung.

Das ist verständlich, aber schade. Denn so entstehen Heldensagen. Weil wir aber keine Helden sind, haben diese Geschichten dann wenig mit uns zu tun. Sie zeigen uns nicht auf, wo unsere Chance liegt. Wir, die Nicht-Helden, haben uns ja immer selbst mit im Blick bei dem, was wir für andere tun. Gründergestalten aber scheinen nur aus Selbstlosigkeit zu bestehen. Schaut man genauer hin, dann ist das anders. Gottesliebe, Selbstliebe und Nächstenliebe kommen auch bei ihnen gemeinsam zum Zuge. Die Gründung Hephatas ist dafür ein Beispiel. Eine Ermutigung für alle, die auch heute etwas unternehmen wollen, ohne deshalb schon ein Held zu sein.

Ihren Anfang nimmt die Geschichte in der reformierten Gemeinde zu Rheydt.

Franz Balke, Pfarrer daselbst, wird aufmerksam gemacht auf Menschen, die bislang übersehen wurden. Wohl auch von



Pfarrer Franz Balke

ihm. Denn nicht eine Begegnung, sondern ein Buch ist es, das ihm die Augen öffnet.



„DIE GEGENWÄRTIGE LAGE DER CRETINEN, BLÖDSINNIGEN UND IDIOTEN IN DEN CHRISTLICHEN LÄNDERN.“

Julius Disselhoff hat diese Schrift verfasst. Der damals 30jährige Pastor trat nach seiner Heirat mit Theodor Fliedners ältester Tochter Louise in die Dienste der Kaiserswerther Diakonie. Die Menschen, von denen Disselhoff schrieb, die hatte es immer gegeben. Und sie hatten es nie leicht gehabt. Aber immerhin: vor dem Anbruch



des Industriezeitalters lagen die Orte des Arbeitens und die Orte des Wohnens noch nahe beieinander. Da konnte man, als Knecht im Stall oder als Magd in der Küche, trotz eigener Behinderung auch gute Dienste leisten. Aber was, wenn beide Orte getrennt sind? Wohin mit dem „Cretin“, wenn alle, die in der Familie arbeitsfähig sind, morgens zur Fabrik müssen? Die „normalen“ Kinder lässt man laufen in den Gassen. Da können sie der-

Die „Cretinen, Blödsinnigen und Idioten“ aber sieht niemand. Die sind eingesperrt in irgendeiner Kammer. Auf sie macht Disselhoff aufmerksam. Franz Balke ist Pfarrer einer selbstbewussten und wohlhabenden Gemeinde. Er weiß, dass in ihr eine Kraft steckt, die etwas bewegen kann. Und warum sollten die Reformierten im katholischen Rheinland nicht Flagge zeigen? Jetzt, wo auch der Landesherr ein Protestant ist?

Links des Rheins hatten ja besondere Verhältnisse geherrscht. Man war dort französisch gewesen zur Zeit Napoleons. Schmach hin, Schmach her - die Franzosenzeit hatte auch ihr Gutes. Nach Westen hin lag ein riesiger, zollfreier Binnenmarkt. Und der Bedarf an Uniformen dort war denkbar groß. So hatte manch fleißiger Textilfabrikant aus dem Bergischen die Seite gewechselt. War französisch geworden. Hatte sich in Rheydt, aber auch in Gladbach niedergelassen und seine reformierte Konfession gleich mitgebracht. Hat gute Geschäfte gemacht, wie sich das für einen ordentlichen Calvinisten gehört.

Aus kleinen Örtchen wurden Industriestädte. Preußen erhielt ein starkes Stück Deutschland, als ihm der Wiener Kongreß Rheinland und Westfalen zusprach. Stark und unruhig, denn mit lauter Widersprüchen quälte sich die neue Zeit hervor. Das Elend des Proletariats war enorm. Dass die Kaufleute aus Rheydt bereit waren, etwas zu tun, das lag natürlich in ihrem Interesse an gedeihlichem Wirtschaften. Aber nicht nur. Gerade die

Reformation Genfer Prägung kannte auch die Verantwortung für das Gemeinwesen. Wer im Wohlstand war, der war auch in der Pflicht. Und wer ein echter Unternehmer ist, der unternimmt auch was.

Bei Hofe zu Berlin tickten die Uhren noch ein wenig anders. Man war entschlossen, die alten Strukturen in die neue Zeit hinüber zu retten. „Heilige Allianz“ nannte man es, als sich der preußische König mit Russland und Österreich zusammenschloss, um der Gefahr der Revolution zu begegnen. Der Adel blieb wichtig für die Preußen. Das kam den Johannitern zugute. 1811 waren, der Not nach der Niederlage gegen Napoleon gehorchend, alle Güter des Ordens säkularisiert worden. 1852 stellte Friedrich Wilhelm IV. den Orden wieder her. Es galt ja, Thron und Altar beisammen und die revolutionären Kräfte kurz zu halten. Wie der Johanniterorden einst, am Rande der Pilger- und Kreuzzugswege, Herbergen schuf, so fühlte er sich, auf dem Weg in eine neue Zeit, erneut dazu berufen, Orte zu schaffen für die, die am Rande lagen. 1855 wurde in Jüterbog das erste Johanniterkrankenhaus eingeweiht. Bis 1861 kamen zehn weitere hinzu. Die Schrift von Julius Disselhoff, zwei Jahre nach der Gründung Jüterbogs verfasst, ist dem Prinzen Carl von Preußen gewidmet. Das wird nicht ohne Bedacht geschehen sein. Prinz Carl



Prinz Carl von Preußen
Gemälde von Franz Krüger

ist Herrenmeister des Johanniterordens. Disselhoffs Ruf hallt also nicht nur weit hinaus ins Land. Er hat, wie nebenbei, auch einen sehr genau gewählten Adressaten.



Die Kräfte greifen ineinander. Franz Balke, Pfarrer zu Rheydt, nimmt den Ruf Disselhoffs auf. Die reformierte Kaufmannschaft von Rheydt ergreift die Initiative. Das „Unternehmen Hephata“ beginnt. Am 30. Mai 1860 beschließt die Rheinische Provinzial-Genossenschaft des Johanniterordens auf ihrem Rittertag zu Bonn, „DASS SIE SICH ZU DIESER ANSTALT VON JETZT AN WIE ZU EINEM ORDENS-KRANKENHAUSE STELLEN WOLLE“. Schon zum Start des Unternehmens hatte der Orden 2.500 preußische Taler gegeben. Bis 1861 aber wird die Stiftungsgabe der Johanniter die enorme Summe von fast 17.000 Talern erreichen.

Es ist den Protestanten von Rheydt zu verdanken, dass die bislang Übersehenen gesehen wurden. Es ist den Kaufleuten zu verdanken, dass zur Besserung ihrer Lebensumstände etwas unternommen wurde.

1859 - Was sonst noch in der Welt geschah

- * Am 27. Januar wird Wilhelm II. geboren, späterer preußischer König und der letzte deutsche Kaiser.
- * Am 25. April findet der erste Spatenstich zum Bau des Suez-Kanals statt.
- * Am 6. Mai wird in Colorado eine Goldader gefunden, was einen Goldrausch im Westen der USA auslöst.
- * Am 31. Mai ertönen erstmal vom Uhrturm des Westminster Palace die Glocken von Big Ben.
- * Am 27. August stößt Edwin L. Drake bei einer Bohrung in Pennsylvania auf Erdöl, damit beginnt das Zeitalter der Erdölindustrie.
- * Am 16. Oktober beginnt John Brown einen bewaffneten Aufstand zur Sklavenbefreiung in Harpers Ferry in West Virginia, der schon nach zwei Tagen scheitert.
- * Am 23. November wird „Billy the Kid“ geboren, der berühmte Mörder im „Wilden Westen“.

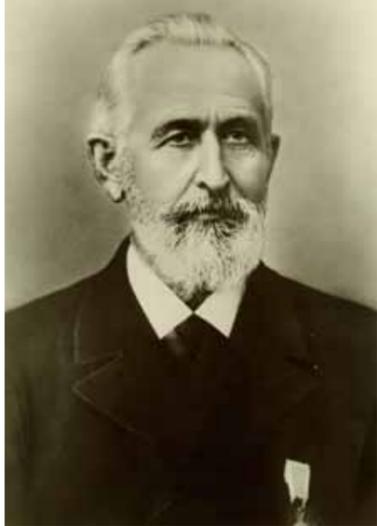
Den Johannitern schließlich ist es zu verdanken, dass das „Unternehmen Hephata“ eine Substanz erhielt, die ihren Bestand seit nunmehr 150 Jahren sichert.

„HEPHATA. unternehmen mensch.“

Diese kürzeste Form, den Charakter Hephatas zu beschreiben, nimmt Bezug auf alle drei Kräfte, durch die diese Stiftung in Stand und Wesen kam. Den biblischen Impuls. Die unternehmerische Initiative. Und die im eigentlichen Sinne „ritterliche Haltung“, das eigene Vermögen auch in den Dienst am Nächsten zu stellen. Dies alles, wie gezeigt, nicht ohne eigenes Interesse. Aber zugleich im Dienst für andere.

„Ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was dem andern dient“, empfiehlt der Apostel Paulus im Philipperbrief. Dieser Haltung verdankt die Stiftung Hephata ihre Existenz.

Pfarrer Christian Dopheide
ist theologischer Vorstand der
Evangelischen Stiftung Hephata



Karl Barthold

DER PÄDAGOGE

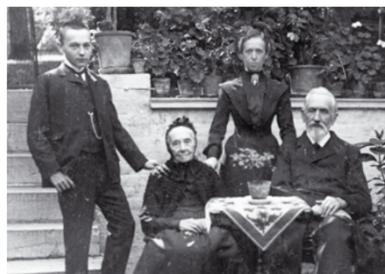
Guggenmoos und Guggenbühl, die darf man nicht verwechseln. Der eine, Gotthard Guggenmoos, war Lehrer in Hallein bei Salzburg. Seit 1816 unterrichtete er Kinder mit geistiger Behinderung. Man kennt niemanden, der das vor ihm versucht hat. Leider fand Guggenmoos nur wenige Förderer, weshalb sein Projekt schon 1835 wieder Geschichte war. Der andre, Johann Jakob Guggenbühl, war Arzt. Er schuf das Wort „Kretinismus“, wegen seiner Überzeugung, geistige Behinderung sei eine heilbare Krankheit. Auf dem Abendberg bei Interlaken gründete er 1841 die „HEILANSTALT FÜR KRETINEN UND BLÖDSINNIGE KINDER“. Auch sie bestand nicht allzu lang, wurde 1860 geschlossen. Man bezichtigte Guggenbühl der Scharlatanerie. Allzu fasziniert von seiner eigenen Vision, hatte er die „Erfolge“ seiner Therapie manipuliert.

Guggenbühl hatte von beiden die größte Wirkung. Sein Reden von der „Heilanstalt“ ist Teil der Umgangssprache bis heute. Es lag ja durchaus Hoffnung in dem Gedanken, „Kretinismus“ sei heilbar. Die Medizin machte enorme Fortschritte - warum nicht auch hier? Man wird Guggenbühl nicht vorwerfen, dass er dieser Frage nachging. Man muss ihm aber vorwerfen, dass er die Antwort nicht wahrhaben wollte.

„Behinderung“ - das ist nun einmal keine Krankheit. Sie kann mitunter die Folge einer Krankheit sein, oder eines Unfalls. Vor allem aber ist sie Ausdruck dafür, dass Menschen unterschiedlich sind. Guggenbühl hat es gut gemeint. Aber im Ergebnis ist es nicht gut geworden. Seine Sicht führte zu einem Verständnis von Behinderung als etwas, das „weg muss“. Als wäre es ein Fieber oder eine Geschwulst. Aus Menschen wurden Patienten, die behandelt wurden, lebenslang. Für das Morden der Nazis wird man ihn nicht haftbar

machen. Aber man darf auch nicht so tun, als hätte das dunkelste Kapitel unserer Geschichte keine Vorgeschichte gehabt. Zu ihr gehört, trotz seiner Verdienste, auch Guggenbühl.

Barthold gleicht mehr dem Guggenmoos. Er war Lehrer wie dieser. Barthold hatte Heimerfahrung. War aufgewachsen im Stuttgarter Waisenhaus. Fröh und mit gutem Erfolg besuchte er das zugehörige Lehrerseminar, wurde dann Lehrer in Stuttgart. 1852, als junger Mann von 23 Jahren, ging Barthold nach Winterbach. Dort wurde ein Taubstummenlehrer gesucht. Die Anstalt dort, die später nach Stetten verlegt wurde, die kam nun wieder mehr vom Guggenbühl her. Sie stand unter der Leitung des Arztes Georg Friedrich Müller. Nur ein Jahr blieb Barthold dort. Hinweise auf einen Weggang im Streit finden sich aber nicht. Im Gegenteil. Müller wird Barthold Jahre später nach Mönchengladbach vermitteln. Zudem wird Müllers Schwester Bartholds Frau.



Familie Barthold

Aber trotzdem. Barthold ist Pädagoge, nicht Arzt. **Behinderung ist für ihn keine Krankheit, sondern ein Zustand.** In den Schriften, die uns von ihm erhalten sind, betont er dies ausdrücklich. Als er seinen Dienst beginnt, da nennt sich Hephata, noch „Heil- und Pflegeanstalt“. Die Doppelung der Begriffe ist kein Zufall, denn die Satzung weist Hephata zwei

Text: Christian Dopheide

Fotos: Hephata-Archiv

Aufgaben zu: „a) blödsinnige Kinder, für deren Pflege, Erziehung und Unterweisung die Familie und die öffentliche Schule nicht ausreicht, zu erziehen und zu heilen (Heilanstalt), b) unheilbare Blödsinnige zu pflegen und zu bewahren (Pflegeanstalt).“

Bei einer Revision der Satzung 1894 setzt Barthold eine Änderung durch. Hephata nennt sich „Erziehungs- und Pflegeanstalt“. Name und Inhalt stimmen nunmehr überein.

Barthold verfolgt in der Tat ein eigenes Konzept. Natürlich ist auch er ein Kind seiner Zeit. Und wenn er darauf hinweist, „daß man es bei der Erziehung und Unterweisung idiotischer Kinder mit den Trümmern der geistigen Ausstattung eines Menschenkindes zu tun hat“, dann klingt das für unsere Ohren sehr schroff. Umso aufmerksamer macht es, wenn er im weiteren Verlauf von deren Fähigkeiten spricht.

Barthold geht es um die Bildungsfähigkeit der Menschen. Und meint das sehr umfassend „Es wäre zu eng gefaßt, wenn man nur die Intelligenz zum Maßstab nähme. Es kommt hier alles in Betracht, was in dem Menschen irgendwie entwicklungsfähig ist. Es ist dies aber bei den verschiedenen Individuen sehr verschieden.“

Hundert Jahre später wird man für diese Sichtweise einen modernen Begriff verwenden: **Ressourcenorientierung.** Mit diesem Zugang unterscheidet sich Barthold tatsächlich von vielen seiner Zeitgenossen. Und wenn in der Folge die Anstalt Hephata Besuch aus ganz Europa erhält, dann mag das an diesem Ansatz gelegen haben. Bei Hephata ist man an den Fähigkeiten der Menschen interessiert und nicht an dem, „was weg muss“.



Drei der ersten Zöglinge



Innenhof Johanniterhaus



Unterricht

Bartholds Arbeit fing im Kleinen an. Mit Frau und Kind bezog er ein Haus mitten in der Stadt. Bald drängten sich 28 Kinder unter einem Dach. In Bartholds früherer Wirkungsstätte Stetten hatte man ähnliche Probleme. Dort ging man nach vorn und dachte groß. In Mönchengladbach ging man mit. Mit Hilfe des Johanniterordens erwarb man ein Areal Land. Hephata wurde zur Anstalt.

Gleichwohl bleibt Bartholds Konzept erkennbar. Er gliedert die neue Anstalt in Wohngruppen zu zwölf. Wenn man bedenkt, dass noch heute Wohnheime mit 24 Plätzen als „normal“ gelten, dann war die Zwölfzahl sehr fortschrittlich. Und noch etwas. Barthold nahm nicht alle auf. Im ersten Anlauf klingt es unverständlich, wenn man erfährt, dass Barthold Aufnahmegesuche auch abgelehnt, sogar Kinder zurück in die Familien gegeben hat, weil sie „nicht bildungsfähig“ seien. Man sollte dahinter aber auch Bartholds Anliegen erkennen, genau hinzusehen und zu differenzieren. Er war keineswegs der Ansicht, dass das Leben in der Anstalt nur Vorteile

hätte. Und es war ihm gar nicht recht, aus Hephata einen Ort zu machen, an dem man seine Kinder einfach abgibt: „**Es geht durch unsere Zeit ...ein Zug, sich aller Lasten, die Gott ... auferlegt, möglichst zu entledigen und sie auf fremde Schultern abzuladen**“, so klagt er einmal. **Ein Leben außerhalb der familiären und nachbarschaftlichen Zusammenhänge war für Barthold nur dann gerechtfertigt, wenn das Leben in der Anstalt die besseren Chancen eröffnet.** Entweder, weil dort die Bildungschancen größer sind. Oder, weil die Versorgung daheim aus ernstesten Gründen gefährdet ist.

Früh schon erkennt Barthold, dass er Kinder mit Epilepsie nicht angemessen fördern kann. Man legt ihm nahe, Hephata zu erweitern. Stattdessen setzt er sich für die Gründung Bethels ein. Sein Neffe, Johannes Unsöld, wird dort der erste Hausvater. Andererseits kämpft Barthold auch um „seine Leute“. Als in Preußen das örtliche Hilfsschulwesen entsteht, ist Barthold skeptisch. Er glaubt nicht recht, dass dort

eine gute Förderung möglich ist. Er hat Sorge, dass sein Konzept auf den Kopf gestellt wird, dass also die selbständigeren Kinder im Ort bleiben, während die andern bloß abgegeben werden.

Man kann hier Karl Barthold als einen klassischen Vertreter des Anstaltswesens sehen. Man kann aber auch nuancieren. Seine besondere Stärke war es, den einzelnen Menschen wahrzunehmen und ihn mit Geduld und Liebe zu fördern. Dabei dachte er sehr differenziert. Die Anstalt war nicht die einzige Lösung für ihn. Die Einschränkung, die das Leben dort bedeutete, war für ihn nur gerechtfertigt, wenn sie Entwicklung möglich machte. So dachte er. Hier lag seine Stärke.

Diese Achtsamkeit für die Gaben eines jeden Menschen ist es, mit der er für uns Vorbild ist.

Christian Dopheide

Wie Gott, der Herr, einst bei der Schöpfung Graus und Kraut, ein jegliches nach seiner Art, Lichter am Himmel und Thiere auf Erden schuf in allerlei Gattung, so zeigt sich uns diese Mannigfaltigkeit der Gaben auch im Reiche des Geistes, und zwar auf dem Gebiete der Natur wie der Gnade. Sehen wir nur in einen Geschwisterkreis hinein! Hat nicht Jedes seine eigene Art? Verlangt nicht Jedes seine besondere Behandlung? ...

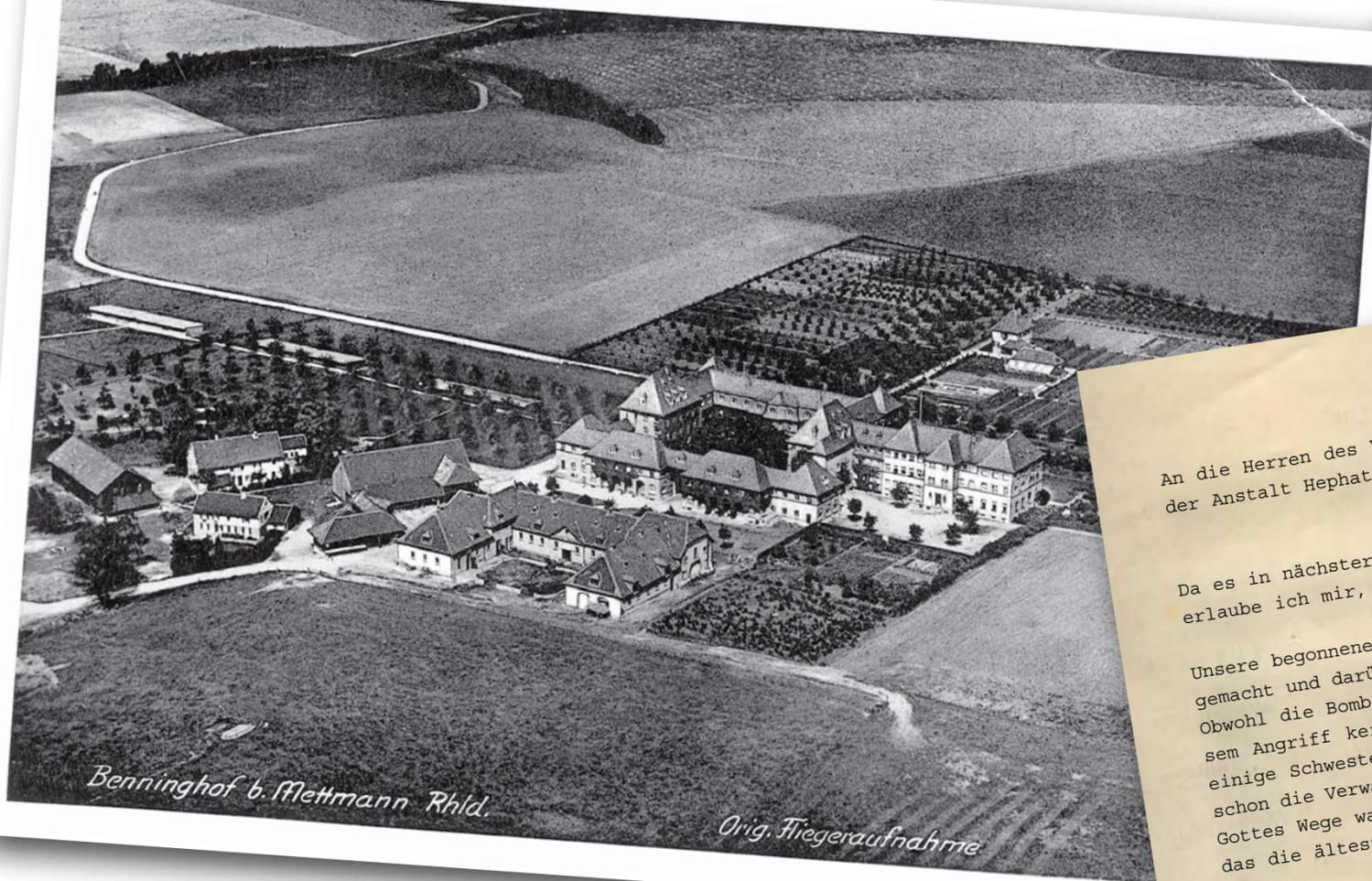
Nicht geringer, ja noch mannigfaltiger ist die Verschiedenheit in unseren Schülerkreisen, da ist es unsere erste Aufgabe und Pflicht, die Eigenart eines jeden Kindes richtig zu erkennen, auf sein Temperament, seine Gemüthsart, seine Willensäußerungen, seine Anlagen und Gaben zu achten und dann Jedes nach seiner Individualität zu behandeln und insbesondere seine Erziehung danach einzurichten.

Da werden wir auch, nach dem Vorbild Jesu, manchen Feuerkopf in die Schranken weisen müssen, werden manchen Vorlauten und Voreiligen den Mund stopfen, ihn zu Bescheidenheit und Demuth ermahnen; manches ängstliche, zaghafte Kind liebevoll ermuntern und unterstützen;

manchen Hinkenden und Zurückbleibenden anspornen und vorwärtstreiben müssen; werden hier der Wildheit wehren, dort die Schüchternheit ermuntern; hier dem Übermuth Schranken setzen, dort der Verzagttheit Muth und Kraft zusprechen; kurz: werden Allen Alles sein müssen, einem Jeden nach seiner Besonderheit und Eigenheit; denn es gibt keinen Normalmenschen und kein Normal-Temperament in dem Sinne, daß alle einzelnen demselben mit Aufgabe ihrer natürlichen Unterschiede angenähert werden.

Gewalt der Erziehung kann also niemals sein: zu uniformieren.

Carl Barthold
Biblich-pädagogische Betrachtung
über Luc. 9, 51-62
Ein Stück der pädagogischen Weisheit Jesu
Manuskript. Archiv der Ev. Stiftung Hephata



Benninghof b. Mettmann Rhld.

Orig. Fliegeraufnahme

Text: Vanessa Schäfer, Kathrin Schulze Othmerding

Fotos: Hephata-Archiv

Der Benninghof bei Mettmann



Der Benninghof wurde im Jahr 1917 vom Grafen von der Recke an die Düsseldorf Anstalten übergeben, die dort eine „Anstalt der Fürsorgeerziehung“ betrieben. Das Gebäude war im Jahre 1913 als landwirtschaftliches Gut errichtet worden. Die erste Erwähnung des Benninghofes als Bauernhof stammt aus dem Jahr 904. Die Geschichte des Benninghofes als Teil der „Evangelischen Bildungs- und Pflegeanstalt“ Hephata begann im Jahr 1937.

In diesem Jahr wurde der Komplex (ca. 100 Hektar landwirtschaftliche Fläche, Zentralbau sowie Nebengebäude) an Hephata übergeben, weil die Nationalsozialisten die dort betreuten Fürsorgezöglinge zum „Reichsarbeitsdienst“ eingezogen hatten und man den Verlust des ganzen Anwesens befürchtete. Hephata nutzte das Areal als Anstalt für Menschen mit Behinderung.

Während des Zweiten Weltkrieges beschlagnahmten die Nationalsozialisten einen Teil des Benninghofes zunächst als Führerschule für die „Hitler-Jugend“ später als Wehrrerüchtigungslager. Alle Menschen mit Behinderungen mussten in dieser Zeit mit Quartieren auf dem Dachboden oder in Kellern vorlieb nehmen. Der berühmteste Teilnehmer dieses Lagers war Johannes Rau. Der Legende nach litt er unter starkem Heimweh, so dass seine Teilnahme vorzeitig endete. 1987 fand er den Weg zurück zum Benninghof und hielt anlässlich des 50jährigen Bestehens der Einrichtung in Hephata-Trägerschaft eine Festrede.

Ab Ende 1944 fand die gesamte Arbeit der Stiftung Hephata auf dem Benninghof statt, wie ein Brief des damaligen Direktors, Pfarrer Hans Helmich, vom 23. Juli 1945 eindrucksvoll belegt:

An die Herren des Vorstandes und des Verwaltungsrates
der Anstalt Hephata

Da es in nächster Zeit kaum möglich sein wird, zu einer Verwaltungsratssitzung zusammenzukommen, erlaube ich mir, im Anschluss an das Schreiben vom 4.10.1944 einen kurzen Bericht zu geben.

Unsere begonnene Aufbauarbeit in Hephata wurde durch einen dritten Angriff am 28.12.1944 zunichte gemacht und darüber hinaus die Anstalt so zerstört, das ein Bleiben in Hephata ausgeschlossen war. Obwohl die Bomben teils bis in den Keller durchgeschlagen waren, hatten wir gottlob auch bei diesem Angriff kein Menschenleben zu beklagen. Nun war es geboten, den Wach- und Aufräumdienst - einige Schwestern, Brüder und Pfléglinge - zum Benninghof zu rufen, nachdem einige Wochen vorher schon die Verwaltung und die Jungen aus den Werkstätten nach dort verlegt waren. So dunkel uns auch Gottes Wege waren, wir müssen uns beugen unter seinem gewaltigen Willen, der es zugelassen hatte, das die älteste Anstalt für Schwachsinnige in Preussen der Zerstörung anheim fiel.

Der Benninghof war nach dem Reichsleistungsgesetz trotz des wiederholten Einspruches des Vorstandes für die Führerschule der HJ. Anfang 1944 beschlagnahmt worden. Die Arbeit wurde durch die ständigen Forderungen der HJ äußerst erschwert. Der Raum in der Anstalt war durch die Evakuierung aus M.-Gladbach sehr eingeschränkt. Angestellte und Pfléglinge wohnten dicht gedrängt auf Böden und Keller. Der Forderung einer völligen Räumung des Benninghofes haben wir uns mit Erfolg widersetzt. Als die Führerschulen der HJ. abgebaut werden mussten, wurden ein WE.-Lager und eine Feldscherschule der HJ. eingerichtet, die wiederum von einer Sprengtruppabteilung und einem Volkssturmbataillon abgelöst wurden. Ein 24 cm Geschütz 150 mtr. von der Anstalt entfernt erhöhte neben den Tiefschulern die Gefährdung und richtete beim Abschuss größeren Gebäudeschaden an. Mit dem Einrücken der Amerikaner kam die Forderung, die Anstalt ganz zu räumen. Wir fanden aber das Entgegenkommen, die Pfléglinge hier lassen zu dürfen und die Kapelle zu behalten. Die aktiven Angestellten mussten in den der Anstalt benachbarten Häusern untergebracht werden, ein Teil der Familien in Mettmann Wohnung nehmen. Die freigewordenen Räume wurden von 500 - 600 Russen belegt. Nach Abzug der Russen wurde erhalten und täglich Kraft zum Tragen, Dulden und Arbeiten gegeben.

Für die Hephata-Arbeit öffneten sich neue Tore dadurch, dass der Landrat von Altena um Schwestern für die Pflege und Betreuung der von Hephata nach Waldniel und von dort in die Kreise Altena und Meschede evakuierten alten Leute bat. In sechs kleinen Heimen dieser Kreise tun jetzt elf unserer Schwestern unter Leitung von Schwester Margarete Fulda ihren Dienst an ca. 100 Alten und warten auf die Rückführung nach M.-Gladbach oder Mettmann.

Um den Rechtsanspruch auf das Hephata-Gelände, das für ein amerikanisches Zeltlazarett in Anspruch genommen war, aufrecht zu erhalten, entsandten wir Bruder Krüger als Gärtner mit einem Pflégling. Er versucht, die Landwirtschaft in Hephata wieder aufzubauen. Vom Lagerkommandanten wurde uns darüber hinaus zugestanden, zehn Pfléglinge zum Einsatz in der Landwirtschaft nach dort zu schicken und das Beamtenhaus als Wohnung herrichten zu lassen. Der Antrag auf völlige Freigabe des Hephata - Geländes und der Gebäude ist bereits mündlich und schriftlich vorbereitet. Möge Gott sich zu dem bescheidenen Anfang in M.-Gladbach bekennen.

Auf dem Benninghof sind Handwerker bei Renovierungsarbeiten auf Dächern und in den Häusern. Einen neuen Heizungskessel konnten wir mit Hilfe der Militärkommandanten von Mettmann und Giessen von den Buderus Werken in Hessen holen und in unserem Heizungskeller auswechseln. Draußen hat Gott die Frucht der Felder und Gärten gesegnet und uns trotz Plünderungen und Diebstählen so viel gelassen, dass wir täglich danken und helfen können.

Ein schwerer Weg für unser am Boden liegendes Volk, unsere hilflose Kirche und für die äußerlich und innerlich zerstörten Werke der inneren Mission liegt vor uns. Der Herr helfe uns in seiner Treue zu einem neuen Bauen.

„Gott hat doch immer wunderbarerweise ohne Rat und Hilfe der Menschen, ja sogar wider alle Erwartungen, den Ausgang herbeigeführt. Von dieser seiner Macht, die er schon so oft gezeigt hat, hängen auch wir jetzt gänzlich ab bei dieser Verwirrung der Verhältnisse.“ (Joh. Calvin)

Mit besten Wünschen für Sie und mit freundlicher Begrüßung“

23 JULI 1945



Der Ertrag der landwirtschaftlich genutzten Flächen sicherte in der Kriegs- und Nachkriegszeit das Überleben und diente bis in die 1950er Jahre als Nahrungsmittellieferant für Hephata in Mönchengladbach. Die sogenannten „Brot- und Butterfahrten“ boten Unterstützung für die im Krieg schwer beschädigte Einrichtung in Mönchengladbach. Bis in die heutige Zeit versorgt die Küche der Betriebsstätte Benninghof alle Betriebsstätten der Hephata - Werkstätten gGmbH in Mönchengladbach mit einer Mittagsmahlzeit.

Der Benninghof wurde seit 1937 von sogenannten Hausvätern geleitet. Diese waren Diakone der Bruderschaft Nazareth in Bielefeld-Bethel, die den Bodelschwingh-

Wie sah nun das Leben der Menschen mit Behinderung zu der damaligen Zeit auf dem Benninghof aus?

Auf den sogenannten Stationen lebten zahlreiche Männer zusammen, die sich mit über 20 Personen einen Schlafsaal teilten. Jede Station hatte einen sogenannten „Stationsjungen“, der ein eigenes Zimmer bewohnte und den Mitarbeitern Tätigkeiten abnahm, wie z.B. das Verteilen von Medikamenten.

Jeden Morgen fand eine Andacht in der Kapelle statt, danach gingen die werktätigen Bewohner zur Arbeit. Einige arbeiteten in der Landwirtschaft oder verrichteten Hilfstätigkeiten bei den Handwerkern des

Wie und wodurch änderte sich die Situation der Menschen mit Behinderung auf dem Benninghof?

Geprägt durch die Generation der 1968er veränderte sich das Berufsbild der sozialen Arbeit. Mehr Menschen interessierten sich für den Beruf des Heilerziehungspflegers, und 1970 wurde das heutige Berufskolleg der Evangelischen Stiftung Hephata in Mönchengladbach als „Fachschule für Heilerziehungspflege“ gegründet. Die personelle Situation auf dem Benninghof wurde nach und nach verbessert.

Mitte der 1970er Jahre wurde auf dem Benninghof das sogenannte „Kinder- und Jugenddorf“ gebaut. Dadurch konnten die Bewohner die räumliche Enge der Schlaf-

Werkstattengebäude 2004

Gelände zu gestalten. Tagesstrukturierende Angebote wurden vermehrt geschaffen und der sogenannte Freizeitbereich auf dem Benninghof etabliert.

Wie gestaltete sich der Kontakt der Bewohner und Mitarbeiter des Benninghofes zu Hephata in Mönchengladbach sowie zur Mettmanner Bevölkerung?

Es gab regelmäßigen Kontakt zwischen dem Benninghof und Hephata in Mönchengladbach. Bei Fußballspielen trafen beispielsweise sowohl Bewohner als auch Mitarbeiter der beiden Rheinseiten aufeinander. Friedhelm Biesemann als ehemaliger Bewohner des Benninghofes: „Nach einem Spiel hat ein Mönchengladbacher Hausvater mal vor lauter Frust über ein verlore-

am Blotschenmarkt (Weihnachtsmarkt) und das alljährliche Benninghof-Sommerfest.

Mitte der 1980er Jahre wurde das erste Wohnhaus in der Stadt Mettmann bezogen. Von Bewohnern des Benninghofes wurde diese Entwicklung als ein „Nachdraußen-gehen“ bezeichnet. Seit 1998 kamen immer mehr Häuser im Kreis Mett-

mann hinzu, und diese Entwicklung hält bis heute an.

Das Selbstverständnis der Menschen mit Behinderung hat sich über die Jahre von passiven Fürsorgeempfängern hin zu Personen, die aktiv am gesellschaftlichen Leben teilhaben, gewandelt.



• seit 1937 Teil der Stiftung Hephata

schen Anstalten angeschlossen war. Sie wohnten gemeinsam mit ihren Familien auf dem Gelände. Neben den Hausvätern gab es weitere Diakone und Diakonissen, die auf den sogenannten Stationen arbeiteten und ebenfalls auf dem Gelände lebten. Sie wurden im Laufe der 1960er Jahre nach Bethel zurückgerufen, um dort personelle Engpässe auszugleichen.



Benninghofes, die anderen Menschen mit Behinderung verbrachten ihre Tage auf den Stationen.

Alle Bewohner aßen gemeinsam auf den Stationen zu Mittag. Für die Mitarbeiter gab es einen eigenen Speiseraum, in dem sie ihre Mahlzeiten einnahmen. Sie erhielten andere Speisen als die Bewohner.

Alle zwei Wochen sonntags gab es für die Menschen mit Behinderung die Möglichkeit, Besuch zu bekommen. Diese Treffen fanden nicht auf den Stationen statt, sondern in einem besonderen Besuchszimmer. Dort wurden die Besucher empfangen und von einem eigens dafür zuständigen Bewohner mit Kaffee bewirtet.

säle verlassen. Dazu Heinz Stein, ehemaliger Bewohner des Benninghofes: „Ich war froh, dass ich nicht mehr mit anderen schlafen musste. Der eine schnarcht laut, der andere bekommt epileptische Anfälle, der nächste fantasiert nachts...“

Zu dieser Zeit kam auch das Konzept des Dorfes für den Benninghof zum Tragen. Das dörfliche Leben bot die Möglichkeit, sein Leben nahezu vollständig auf dem



nes Spiel seinen Hut abgenommen und auf ihm herumgetrampelt.“

Der Kontakt zur Mettmanner Bevölkerung gestaltete sich kontinuierlich z.B. durch Besuche der Mettmanner Bevölkerung in der Cafeteria auf dem Kerngelände, durch integrative Gottesdienste, die Teilnahme



Wir bedanken uns bei unseren Interviewpartnern den Herren Friedhelm Biesemann und Heinz Stein sowie Pastor Hans-Martin Hermann (Leiter des Benninghofes von 1969 bis 1998) für ihre Bereitschaft, uns an ihrem Wissen über die Geschichte des Benninghofes und ihren persönlichen Erfahrungen teilhaben zu lassen.

Vanessa Schäfer (Diplom-Psychologin) und Kathrin Schulze Othmerding (Diplom-Heilpädagogin) arbeiten als Fachkräfte für Dezentralisierung in der Wohnen gGmbH der Ev. Stiftung Hephata.

EUTHANASIE I:

Ursprung und Ideologie der Euthanasie-Morde während des Zweiten Weltkriegs

Text: Sonja Zeigerer Fotos: Hephata-Archiv, U.Leist

Als 1920 die Schrift „Die Freigabe der Vernichtung unwerten Lebens“ erschien, waren die ideologischen Voraussetzungen für die Tötungs-Aktionen der Nationalsozialisten während des Zweiten Weltkriegs geschaffen. Denn in ihrem Werk forderten der deutsche Rechtslehrer Karl Lorenz Binding und der deutsche Psychiater Alfred Erich Hoche die Tötung von nicht mehr zu rettenden Todkranken und unheilbar Verblödeten. Denn diese „geistig Toten“ seien nicht in der Lage, einen Willen zu bilden oder auch Gefühlsbeziehungen aufzunehmen und dadurch im psychiatrischen Sinne „Vollidioten“. Die Tötung dürfe allerdings laut Binding nicht gegen den Willen des Betroffenen geschehen: „Jede unverbundene Tötung eines Dritten muß als Erlösung mindestens für ihn empfunden werden: sonst verbietet sich ihre Freigabe von selbst. Daraus ergibt sich aber eine Folgerung als unbedingt notwendig: die volle Achtung des Lebenswillens aller, auch der kränksten und gequältesten und nutzlosesten Menschen.“ Sobald ein Leben für die Lebensträger wie für die Gesellschaft keinen Wert habe, sei allerdings die Vernichtung freigegeben.

Während Binding noch ein Einverständnis des zu Tötenden voraussetzt, geht Hoche weiter. So sei der Wille des Einzelnen nur bei den Menschen zu respektieren, die nach seiner Definition vollwertig sind: „In wirtschaftlicher Beziehung würden also diese Vollidioten, ebenso wie sie auch am ehesten alle Voraussetzungen des vollständigen geistigen Todes erfüllen, gleichzeitig diejenigen sein, deren Existenz am schwersten auf der Allgemeinheit lastet.“

Doch der Psychiater sollte seine Ideen Jahre später aufs Schmerzlichste verwirklicht finden: Als Hoche 1940 eine Urne mit den sterblichen Überresten einer Verwandten zugeschickt bekommt, die eben jenem, von ihm selbst geforderten Gnadentod zum Opfer gefallen ist, ist er zutiefst schockiert. Drei Jahre später begeht er Selbstmord.



EUTHANASIE 2:

Die Chronologie des Schreckens (1933 - 1945)

1933 wird Adolf Hitler Reichskanzler, gleichzeitig wird die NSDAP die einzige erlaubte Partei im Deutschen Reich. Die „Nürnberger Gesetze“ diskriminieren die Juden, und politische Gegner des Regimes werden in Schutzhaft genommen, in die ersten Konzentrationslager. Am 26. Mai wird Friedrich von Bodelschwingh - Leiter der „Von Bodelschwinghschen Anstalten Bethel“ - zum Reichsbischof der Deutschen Evangelischen Kirche gewählt, tritt aber auf Druck der Nationalsozialisten bereits im Juni zurück.

Am 14. Juli wird das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ erlassen, als Begründung werden weltanschauliche und ökonomische Gründe angeführt.

Kosten und Nutzen des Lebens behinderter Menschen werden gegeneinander abgewogen.

1935 sind bereits 55 von insgesamt 639 Hephata-Bewohnern in Mönchengladbach vom Erbgesundheitsgericht zur Zwangssterilisation verurteilt worden. Opfer der Zwangssterilisation sind zumeist leichter behinderte Menschen, die sich über die Anstaltsgrenzen hinaus bewegen, entweder weil sie außerhalb der Anstalt arbeiten oder weil sie Fahrten nach Hause antreten können. Schwerer behinderte Bewohner, die sich lediglich im Anstaltsbereich aufhalten, werden in der Regel nicht zur Zwangssterilisation verurteilt. Pfarrer Adolf Nell, Hephata-Leiter von 1931 bis 1940, fordert eine Urteilsfindung



Da kamen die Busse

„Da kamen die Busse hier hochgefahren, Blinde, Taube, Lahme, Krüppel - alle diese Menschen mussten wir in die Busse reinbringen ... wir mussten ja mit anpacken. Ich war ja doch noch auf der Krankenstation am Arbeiten bei den Behinderten und Kranken. Da habe ich gesehen, wie da alle reingekommen sind ... Reichpostbusse, blaugrau gestrichen ... und dann wurden die abgefahren zum Hauptgüterbahnhof. Da stand ein Sonderzug, da wurden diese Menschen alle reingebracht. Einige von uns (frischeren) Jungen mussten da mitfahren, dritter Klasse, Holzklasse, da kamen sie alle rein. Die konnten nicht alle sitzen, die mussten auch in die Gänge reingelegt werden ... Bettlägerige waren dabei. Einige wurden nach Thüringen und Kärnten gebracht. Die fuhren die ganze Strecke mit dem Bus, der war lang und groß - mit Bahren, wie die Sanitäter die Kranken immer holen, die wurden festgeschnallt (die Kranken) und da reingeschoben. Der Hausvater ist noch mitgefahren und zwei Jungen, die immer geholfen haben auf der Abteilung. Aber die sind wiedergekommen.“

Interview aus dem Jahre 1989 mit einem Bewohner, der sich als Zeitzeuge erinnert.

anhand der lebendigen Menschen und nicht aufgrund von Aktenlage. So tagt ab Mitte des Jahres das Erbgesundheitsgericht auf dem Anstaltsgelände Hephatas, doch auch das mindert die Zahl der Verurteilungen nicht. So werden von 1934 bis 1942 insgesamt 235 Hephata-Bewohner zwangssterilisiert.

1936 finden in Berlin die Olympischen Spiele statt, während deutsche Truppen in den Spanischen Bürgerkrieg eingreifen.

1938 schließt sich Österreich dem Deutschen Reich an, während der Reichskristallnacht brennen die Synagogen. Geistliche, Homosexuelle und andere Randgruppen werden interniert.

1939 beginnt mit dem deutschen Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg.

1940 werden in alle Einrichtungen der Behindertenhilfe im gesamten Deutschen Reich „Meldebogen“ verschickt, die der Erfassung und späteren Selektion behinderter Menschen dienen. Am 30. Juli antwortet Pfarrer Hans Helmich, der damalige Leiter Hephatas, nach Ablauf einer Fristverlängerung mit einem Brief: **„Nachdem wir erfahren haben, dass die Fragebogen zur Ausmerzungen Gemeinschaftsunfähiger dienen sollen, fürchten wir, uns durch Beteiligung an ungesetzlichen Maßnahmen, schuldig zu machen. Mit Rücksicht auf die genannte Aktion sehen wir uns nicht in der Lage, die Meldebogen ausgefüllt zurück zu reichen.“** Mit dem Brief sendet er auch alle Meldebögen unausgefüllt zurück.

1941 werden die drei damals einzigen jüdischen Hephata-Bewohner laut Rundverfügung vom 20. Dezember 1940 von der „gemeinnützigen Krankentransport GmbH Berlin“ am 14. Februar abgeholt

und verlegt - wohin und auch ihr weiteres Schicksal ist bis heute ungewiss.

1942 wird auf der Wannsee-Konferenz die „Endlösung“ beschlossen: Es beginnt die systematische Vernichtung des europäischen Judentums. Am 9. November fordert das Reichsinnenministerium erneut die Ausfüllung der Meldebögen, wieder versucht die Leitung, die Aufforderung zu ignorieren, indem die Bögen erneut nicht ausgefüllt werden. Doch diesmal macht die Reichsleitung ernst, wie die Anordnung im darauffolgenden Jahr zeigen sollte.

1943 wird die Hephata-Leitung im April zu einem Gespräch nach Köln geladen. Hier wird mitgeteilt, dass der Reichsverteidigungskommissar angeordnet habe, die

Heil- und Pflegeanstalten in den Gauen Köln, Aachen und Düsseldorf **frei zu machen**. Sich dieser Anordnung zu widersetzen wäre Hochverrat gleich gekommen. In zähen Verhandlungen erreicht Helmich, dass 250 behinderte Menschen in Mönchengladbach und Mettmann bleiben können. 50 Bewohner werden eilig zu ihren Familien entlassen, um sie so vor dem Zugriff der Nationalsozialisten zu sichern. 549 Menschen werden durch die „gemeinnützige Krankentransport GmbH Berlin“ aus Hephata verlegt.

Der sogenannten Gnadentod-Aktion in Hadamar und anderen Tötungs-Anstalten fallen 180 Hephata-Bewohner zum Opfer, was sorgfältig geführte Totenlisten dieser Zeit bezeugen. Im Mai erreichen zwei



1944 landen die Alliierten Streitkräfte in der Normandie, ein Attentat auf Hitler scheitert.

1945 kapituliert Deutschland am 8. Mai bedingungslos, Adolf Hitler begeht Selbstmord.

Euthanasie, Aktion Gnadentod, Vernichtung lebensunwerten Lebens, Aktion T4, NS-Krankenmorde - die Bezeichnungen für die Ermordung von behinderten Menschen und Psychiatriepatienten während des Zweiten Weltkriegs variieren. Was nicht variiert, sind die Fakten:

Allein von 1940 bis 1941 töteten SS-Ärzte und SS-Pflegekräfte 100.000 Menschen, deren Leben als lebensunwert galt, da sie - wie zum Beispiel von Binding und Hoche proklamiert - als „geistig Tote“ und somit wirtschaftliche Belastung für die Gesellschaft gesehen wurden.

Die Erfassung, Entscheidung und Kontaktierung der zu Tötenden für das gesamte Deutsche Reich erfolgte in der Berliner Bürozentrale - einer Villa in der Tiergartenstraße 4 - der Namensgeberin der „Aktion T4“.

Briefe von besorgten Angehörigen Hephata, der erste stammt von einer Mutter aus Köln:

„Ich habe Ihren Brief erhalten, ich war nicht wenig erstaunt darüber, ich kann überhaupt nicht begreifen, wie Sie sich unterstehen meinen Sohn Helmut einfach ohne meine Einwilligung in einer anderen Anstalt unterzubringen. Aber ich werde die Sache nicht ruhen lassen, und wenn ich mich bis an den Führer wenden muß. Heute im Dritten Reich könnt ihr nicht mehr machen, was ihr wollt, aber vor allem seid ihr herzlose Menschen und wißt ja nicht, wie es einer Mutter dann zu Mute ist.“

Der zweite Brief stammt von einem Vater aus Mönchengladbach-Rheydt:

„Wie ich gehört habe, soll die Anstalt Benninghof aufgelöst werden und die Kinder weiterverschickt werden. Man spricht von einem **Niemals-wiedersehen**., dieser Sache bin ich mir klar. Mein Sohn Georg kann ja auch in der Heimat sterben, und ich weiß wenigstens, hier liegt dein Kind begraben. Wenn mein Sohn an einer schweren Krankheit stirbt, dann ist es nicht schlimm. Aber was ich gehört habe, ist undenkbar. Ich hänge an diesem Kind genau so wie an einem gesunden.“

EUTHANASIE 3:

Täter, Opfer, Helden

Die Diagnosen, die Menschen das Recht auf Leben absprachen lauteten: Schizophrenie - exogene Epilepsie - Encephalitis - Schwachsinn - Paralyse - Chorea Huntington - Menschen mit seniler Demenz oder anderen neurologischen Endzuständen - Menschen, die schon länger als fünf Jahre in der Anstalt sind - kriminelle Geistesranke - Menschen, die nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen oder nicht deutschen oder artverwandten Blutes sind.

Sobald die Zentrale die ausgefüllten Meldebögen, auf denen die Diagnose eingetragen werden musste, erhielt, entschied Gutachter mit einem roten „+“ für „Töten“, mit einem blauen „-“ für „Weiterleben“ und mit einem „?“ für „Unentschlossen“. Anhand der Bögen konnten dann die Verlegungslisten erstellt werden, die an die betroffenen Anstalten, in denen die zu tötenden Menschen lebten, und an die Tötungsanstalten geschickt wurden, in denen sie dann einzutreffen hatten. Für den Transport sorgte dann bekanntlich die „gemeinnützige Krankentransport GmbH Berlin“.

Immer wieder wurden in der Vergangenheit Texte verfasst gegen das Vergessen, zum Gedenken der Opfer, Wege und Plätze wurden nach ermordeten Hephata-Bewohnern ernannt, Helden wurden gewürdigt und Täter verurteilt.

Doch nichts, kein Wort, kein Satz, keine Schrift, kann ausdrücken, welches Leid durch die Euthanasie-Aktionen während des Zweiten Weltkriegs unzähligen Menschen zugefügt wurde.

Sonja Zeigerer ist Öffentlichkeitsreferentin der Evangelischen Stiftung Hephata.

1943 - Was sonst noch in der Welt geschah

- * Am 19. Januar wird Janis Joplin geboren.
- * Am 27. Januar beginnen mit einem von 55 Bombern geflogenen Luftangriff auf Wilhelmshaven die Bombardements der amerikanischen Luftwaffe am Tag. Deutschland wird ab sofort bis zum Kriegsende rund um die Uhr von Flugzeugen attackiert.
- * Am 22. Februar werden Sophie und Hans Scholl als Mitglieder der Widerstandsgruppe „Weiße Rose“ hingerichtet.
- * Am 6. April erscheint die Erstausgabe von Antoine de Saint-Exupérys Erzählung „Der kleine Prinz“ in New York City.
- * Am 29. April wird Ian Kershaw geboren.
- * Am 6. Mai wird Andreas Baader geboren.
- * Am 25. Juli wird der italienische Diktator Benito Mussolini abgesetzt.
- * Am 26. Juli wird Mick Jagger geboren.
- * Am 27. Juli fliegen britische Bomber einen Angriff auf Hamburg, 35000 Menschen sterben daraufhin im Feuersturm.
- * Im selben Jahr werden in Mexico Nachos erfunden.



An dieser Stelle stand bis zu ihrer Zerstörung durch Bomben im Jahre 1944 die Hephata-Kirche. Ihren Grundriss aufnehmend gestaltete **Friedrich Stacht** (Bildhauer und Keramiker, Fürstenwalde) 1991 den "Platz für das Leben". Dieser erinnert an die 180 Bewohner der Stiftung Hephata, die von den Nationalsozialisten im Rahmen der sogenannten Euthanasieaktion ermordet wurden.

Die sechziger und siebziger Jahre in der Bildungs- und Pflegeanstalt HEPHATA - Uwe Beer erinnert sich gut daran. Auch wenn die Erinnerungen nicht gut sind. Und es sind mehr als nur Erinnerungen - eine sehr reale Vergangenheit, die nicht vergehen will. Die das Leben belastet, bis in die Gegenwart. Das Leben? Eigentlich begann Uwe Beers Leben erst nach seiner „Selbstentlassung“ im Jahr 1978.

Heute ist Herr Beer selbständiger Handwerker mit drei Angestellten. Er hat seinen Platz gefunden. Manchmal holen ihn die Schatten seiner Jugend ein, bedrängen ihn. Vielen anderen ehemaligen „Pflegerlingen“ geht es ähnlich. Gründe genug, sich zu erinnern: **Was bedeutete „Anstalt“, als noch kein Gras über sie gewachsen war?**



Uwe Beers Kindheit und Jugend

Text: Prof. Dr. Johannes Roskothen

Fotos: Hephata-Archiv, Udo Leist

„Überleben war alles“- Schlaglichter auf den Alltag im Benninghof

Schlafsaal. Etagenbetten. Kein Raum für sich. Kein Eigentum erlaubt. Kein Buch, kein Stofftier. Die Kleidung auf einen Hocker, den Hocker auf den Gang. Damit keiner abhaut. Regelmäßige Inspektionen, alle halben Stunden. Uwe schläft nicht? Trotz Schlaftablette und weiteren Medikamenten zur Ruhigstellung? Ab auf den Gang! Mit der kratzigen Bettdecke über dem Kopf. Nach einer Stunde Stehen schläft er ein. Da fliegt aus dem Zimmer der Pflegerinnen ein Schlüsselbund. Das tut weh. Mit Schmerzen zurück ins Bett. Das Spiel beginnt von neuem. Die Nacht will nicht vergehen. Viele Kinder werden ans Bett gebunden. Und das Pinkel-Verbot quält.

Waschen. Alle gleichzeitig. Waschbecken neben Waschbecken, Mann neben Mann. Die Pflegerin beaufsichtigt den Wasch-Vorgang. Kalt ist das bergische Wasser. Einmal pro Woche in die Badewanne. Alle. Hintereinander. Hartes Abbürsten. Brutale Ohrenpflege. Kommt das Wattestäbchen am anderen Ohr wieder heraus? So fühlt es sich an. Die Berührungen hart und lieblos. Alles hatte seinen Zweck. Der eigene Körper - ist er ein Freund, ein Feind, oder eine Maschine? Wem gehört er eigentlich? Anderen. Der Anstalt.

Essen

Essen fertig!!! Grosse Kessel rumpeln über den Hof in die anderen Häuser. Im Speisesaal. Beten. Dann Essen - diesen lieblos gekochten Stampf? Geht nicht. Heute nicht. Uwe hat keinen Hunger. Wird zum Essen gezwungen. Der Teller muss leer gegessen werden. Die Einheitsportion. Anderen reicht sie nicht. Nachschlag? Nein. „Euch geht's wohl zu gut?“ Schläge. Tränen. Noch 2 Löffel, noch einen. Warum muss der Menschen essen? Zwei Pflegerinnen beaufsichtigen den Essvorgang, essen selbst nicht mit.

Kirchenappell

Die Glocken der Anstaltskirche rufen. Täglicher Kirchenappell um 7.30. Nach dem Waschen, vor dem Frühstück. Der Pastor auf der Kanzel. Mit den Pflegerlingen kann er wenig anfangen. Mild verklärten Angesichts spricht er schöne Worte. Verlorene Schafe. Der Hirte. Der gütige Jesus, das Jesulein. Die Schönheit des Glaubens. Dann wird gesungen: „So nimm denn meine Hände....“, „Ich bete an die Macht der Liebe“. Die Andacht ist zu Ende.

Das Immergleiche

Tagaus, tagein. Kein Rhythmus, sondern monotoner Takt. Kaum Ausflüge. Keine Kontakte in die Außenwelt. Immer die Züchtigungsdrohung: Prügel kann es am Tag und in der Nacht geben. Bei jeder Gelegenheit, oft für geringfügige Vergehen. Medikamente als Erziehungsmittel. Wenn das wirkungslos blieb: Fixieren.

Die Pflegerinnen sind in den Sechziger Jahren oft ehemalige BDM-Führerinnen: Bund deutscher Mädel. Auch Mädel werden älter. Die Anstalt als Lebensform - das galt auch für sie. Leben auf der Station. Kein Privatleben. Seltsame Parallele zu ihren Pflegerlingen. Wir befinden uns in Deutschland, zwischen 1960 und 1980. Die Umbrüche nach 1968 haben die Anstalt noch nicht erreicht. Schönheit und die Leichtigkeit des Seins machen einen weiten Bogen um die Anstalt

Ins Leben treten

Mit 12 Jahren Verlegung auf das Gladbacher Zentralgelände. Schuljahre in der Karl-Barthold-Schule. Sonderschule in der Sonderwelt. Nach dem Abschluss macht Uwe eine Schmalspur-Lehre. Auf dem HEPHATA-Gelände. Er soll ein „Bewährungsjahr“ absolvieren, ehe er sich selbst ins Leben entlässt, das heißt: AUF EIGENES RISIKO.

Ins Leben? Lebte er vorher nicht?

Vorher - das war die Welt der Anstalt, abgeschirmt und weit entfernt vom Alltag draußen. Gibt es menschliche Wesen außerhalb der Bildungs- und Pflegeanstalt? Als Kind war sich Uwe da nicht sicher. Nun lässt er sich aus der Sonderwelt entlassen, 1978 ist das. Findet einen Meister, der ihn ausbildet. Besteht Prüfungen.

Prüfung bleibt aber auch das Leben danach. Es dauert mittlerweile dreißig Jahre. Uwe Beer hat es aus eigener Kraft geschafft HEPHATA, die Anstalt, zu verlassen, aber sie behauptet ihren Platz in ihm.

Kunst

Seit vielen Jahren malt Uwe Beer. Das Malen hilft ihm, sein Leben zu ordnen. Auch zu verarbeiten? Auch. Aber es ist kein therapeutisches Malen. Kunst bedeutet für ihn einen anderen Stil, zu denken und zu fühlen. Denn Kindheit und Jugend in der **Bildungs- und Pflegeanstalt** ließen Gefühle und das Nachdenken über sich und die Welt nicht zu. **Bildung?** Bestand im Erlernen von Disziplin und Bedürfnislosigkeit. **Pflege?** Ist die Befriedigung materieller Grundbedürfnisse. Das Überstehen der Tage und Nächte, das Überleben von Kindheit und Jugend - darauf kam es an. Ganz anders die Kunst. Sie ist zweckfrei. Um der Kunst willen... Das musste Uwe Beer erst erlernen.

Die Redaktion dankt Herrn Uwe Beer für seine Bereitschaft, sein Erleben für die Leser des HephataMagazins offen zu machen. Nach intensiven Gesprächen mit Herrn Beer verfasste Prof. Dr. Johannes Roskothen diesen Text. Er studierte Germanistik und Geschichtswissenschaft und hat einen Lehrauftrag an der Heinrich-Heine-Universität, Düsseldorf.

Vorgeschichten

Seinen Vater kannte Herr Beer nicht. Von seiner Mutter wurde er einem Heim der Diakonie im Bergischen überlassen. Keinerlei Kontakte zur Familie, grenzenlose Einsamkeit. Andere bekamen Besuch. Uwe nie. Ein endloser Schulweg, sommers wie winters. Uwe lernt langsam, bekommt den Rohrstock zu spüren. Prügel und „in der Ecke stehen“. Sein Asyl: Ein Hüttchen im Wald, liebevoll eingerichtet. An diesem Zufluchtsort spielt Uwe ein normales Familienleben. Empfängt Besucher. Die müssen Blumen mitbringen, werden feierlich begrüßt und bewirtet. Eines Tages wird die Hütte entdeckt und zerstört. Nun gibt es keinen Ort mehr, wo Uwe unangreifbar ist. Nicht erreichbar für die strengen und freudlosen Diakonissen.

Die Welt der Zahlen und Buchstaben ist schwer zu begreifen. Uwe, der langsam lernt, muss das Heim verlassen und ein zweites Mal in seinem Leben umziehen. Er wird als „Pflegerling“ in die HEPHATA-Zweiganstalt Benninghof aufgenommen und später auf das Zentralgelände in Mönchengladbach verlegt.

Wir laden Sie herzlich ein

mit uns das Hephata-Jubiläum zu feiern (1859 - 2009)

am Samstag, dem 6. Juni 2009

von 10.00 bis 18.00 Uhr

in der Innenstadt von Mönchengladbach-Rheydt

Unter der Schirmherrschaft von Mönchengladbachs Oberbürgermeister Norbert Bude

Sie erwartet:



Erstmals in Mönchengladbach ein

STRASSENTHEATER-FESTIVAL

das Hephata gemeinsam mit dem „Theater Impulse“ initiiert hat

Mit folgenden Gruppen:

„Da Motus“ aus der Schweiz, „Josef Borbeley“ aus Österreich,

„Compagnie with balls“ aus den Niederlanden.

Aus Deutschland: „Pico bello“, „Waldwesen“, „Canallien Bagage“,

„Florin und Cato“, „Supabella“ und „PasParTouT“.

Besonders zu erwähnen sind „Enricos Roadshow“ - auf dessen Truck

die Besucher zu Bühnendarstellern werden - und der Jugendzirkus

„Funtastic“, der allen Interessierten nicht nur Jonglage beibringt.



Non-Stop-Bühnenprogramm

10.00 bis 18.00 Uhr auf der großen Bühne neben der Hauptkirche

Moderation: **Elke Kranefeld** und **Andreas Neugebauer**

Live-Acts unter anderen:

„Hätzblatt“

- die Gewinner der närrischen Hitparade des WDR-Fernsehn 2002 und 2008.

„Mongo Raxx“

- die Glamour-Show mit Rockhits und Discoknüllern aus den 70er Jahren.

„Ted und die Fremden“

- die rheinische Cover-Band mit Oldies aus den 50er und 60er Jahren.

Außerdem, die Sieger von „Hephata sucht den Superstar“

Präsentationen und Aktionen

- „Schacht 3“ zum ehemaligen Kohlebergbau in der Region (Hückelhoven)
- **Reittherapie** zum Kennenlernen (Meerbusch-Osterath)
- Plocken-schuten-Turnier, eine alte Klingenschleifer-Tradition (Solingen)
- typische Speisen Kottenbutter und Pliestscheiben
- **Hephata-Karnevalswagen** vom Veilchendienstagszug, (MG)
- kulinarische Leckerbissen, zubereitet und serviert vom Catering-Service der Hephata Werkstätten, Benninghof
- **Angebote** des Garten-Shops und des Lettershops, MG
- Präsentation des Hep-Cafés, der Hep-Shops und der Bereiche Fahrdienst und Handwerk
- Präsentation der Wohnen 2030 GmbH zum "Quartier am Vituspark"
- **T-Shirt Druck** (Hephata-Berufskolleg)
- **Sinnesparcours** (Hans-Helmich-Schule und Karl-Barthold-Schule)

- **FESTAKT zum 150. Jubiläum von 11.45 bis 13.15 Uhr** in der **Evangelischen Hauptkirche am Marktplatz.**

- „**Kistenklettern** der besonderen Art“ mit der Höhenrettungsgruppe der Feuerwehr MG
- **Ausstellung** „Hephata - 150 Jahre an der Seite von Menschen mit Behinderung“ Die Geschichte der Stiftung im Eingangsbereich der Hauptkirche.

- Air-brush-Tatoos im Zelt der AOK.



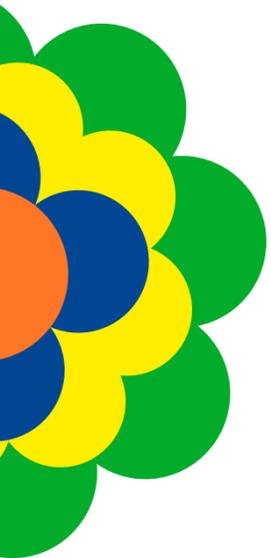
Wir feiern gemeinsam: **AOK Familientag** und 150 Jahre Hephata!



Das Jubiläumsfest wird unterstützt von:

„1968“ und die

„Anstaltsdiakonie“



„1968“ - wer, wo, wann?

Versuch einer Annäherung.

Zwei Männer um die sechzig - der eine mit Pferdeschwanz, „Jesuslatschen“ und Jeans, der andere mit Bauch, halber Brille und dreiteiligem Anzug - gehen aneinander vorbei. Über jedem prangt eine Sprechblase desselben Inhalts:

„Iiiii, so ein typischer Alt-68er.“

Diese Karikatur¹ illustriert anschaulich das unterschiedliche Gewordensein der so genannten „**APO-Opas**“ und verweist zugleich auf die schon 1968 zu beobachtende Heterogenität jener, die den „Bruch mit der Gehorsamstradition“² vollzogen: Studierende der Hochschulen und Lehrlinge, Söhne und Töchter aus gutbürgerlichem Elternhaus, „**Rocker**“ und „**Hippies**“, **Atheisten** und **Gläubige**, **Männer** und **Frauen**, **Alte** und **Junge**.

Dem Facettenreichtum der Protagonisten und Protagonistinnen von „1968“ entsprechen ihre Betätigungsfelder und Aktionsformen: Ostermärsche, Kriegsdienstverweigerung, Demonstrationen gegen Fahrpreiserhöhungen, „Politische Nachtgebete“, „sit-, sleep- and go-ins“ in Universitäten gehörten ebenso dazu wie - zumeist missglückende - Versuche, hierarchiefrei in Landkommunen zu wohnen, gleichberechtigt in „wilden Ehen“ zu leben oder in „Kinderläden“ antiautoritäre Erziehung zu praktizieren.³



Berliner Tagesspiegel, 21.12.2008

Die „68er“ bzw. „1968“ gelten daher der neueren Forschung nicht mehr als Sammelbegriffe für eine Erlebnis- und Erfahrungsgemeinschaft, die es im Übrigen so nie gegeben hat, sondern als identitätsstiftende Chiffren für ein weit aufgefächertes Spektrum von Überzeugungen, politischen Utopien und Lebensformen.

Fand „1968“ überhaupt 1968 statt? Was 1968 eruptiv zum Ausdruck kam - ohne Zweifel forciert durch die Ereignisse dieses Jahres, etwa die Ermordung Martin Luther Kings oder der Anschlag auf Rudi Dutschke, - war die Beschleunigung von Entwicklungen, die schon früher begonnen hatten. Mehr und mehr werden daher die „langen 1960er Jahre“ (die ausgehenden 1950er Jahre bis zur ersten Ölkrise 1973) als der Zeitraum angesehen, in dem sich das politische und gesellschaftliche Klima in der Bundesrepublik Deutschland grundlegend wandelte: Der „bleiernen Zeit“

des Beschweigens der NS-Verbrechen, der kleinkarierten Restauration und der Wiederbewaffnung wurden die Modernisierung der Gesellschaft, die Pluralisierung und Liberalisierung von Werten, die Verständigung mit „dem Osten“ und nicht zuletzt die internationale Solidarität mit der so genannten „Dritten Welt“ entgegen gesetzt.



Text: Dr. Ulrike Winkler Fotos: fotolia



Die Anstaltsdiakonie

Zum ideellen Gründungsgut diakonischer Anstalten gehörte der Wille, dauerhafte räumliche und sittliche Heimat für Menschen zu sein, die aufgrund von Krankheit, Behinderung, Alter und sozialer Devianz vermeintlich nicht in die Mehrheitsgesellschaft zu integrieren waren.

In der Folge bildete der „Schutzraum Anstalt“ - begünstigt durch das Prinzip der Autarkie (eigene Betriebe und Landwirtschaft zur Selbstversorgung, aber auch zu Ausbildungszwecken der Schutzbefohlenen), durch eigene schulische Bildungseinrichtungen, eine eigene Personalentwicklung und nicht zuletzt durch die vielfach einem (Wehr-)Dorf nachempfundene Anstaltsarchitektur (Mauern, Anstaltskirche, Gemeinschaftsunterkünfte) - ein „Getto der Barmherzigkeit“.⁴ Mit der Welt „draußen“ kam man nur wenig in Kontakt.

In diesem „Anstaltskosmos“ vollzog sich ein gleichförmiges institutionalisiertes Leben, das zumeist auf einem Familienmodell mit autoritären, ganz auf den Anstaltsleiter zugeschnittenen Strukturen beruhte, das die „Insassen“ ebenso zu (entmündigten) Objekten der christlichen Liebestätigkeit machte, wie sie das personale Rückgrat der Anstalten - die Diakonissen und Diakone - mehr oder weniger zu nicht mitspracheberechtigten Befehlsempfänger/inne/n degradierte.

Die „Anstaltsdiakonie“ 1968

Bereits in den Jahren vor 1968 begann der grundlegende und nicht aufzuhaltende Wandel der westdeutschen Diakonie.⁵ Die Heime, Krankenhäuser und Anstalten sahen sich mit großen Nachwuchsproblemen ihrer religiösen Personengemeinschaften konfrontiert. Der Verlust der Attraktivität und der Integrationskraft der Glaubens-, Lebens- und Dienstgemeinschaften wurde durch die Ideale der „1968er“ - Individualisierung, berufliche und soziale Emanzipation der Frau, sexuelle Befreiung, Mobilität - verstärkt. Die Zahl der Diakonissen und Diakone ging zurück, die Anstaltsleitungen sahen sich gezwungen, althergebrachte Arbeitsfelder entweder aufzugeben oder aber mit freien Kräften zu besetzen. So strömten Frauen und Männer, unter ihnen auch ausländische Arbeitskräfte und Kriegsdienstverweigerer, in die Einrichtungen, Menschen, die vielfach nicht mehr konfessionell gebunden waren und die Geschlossenheit der religiösen Mikromilieus der Anstalten in Frage stellten und zuletzt aufbrachen. Zudem waren viele dieser so genannten „freien“ Kräfte gut ausgebildet, so dass dem säkularen Professionalisierungsprozess auf allen diakonischen Arbeitsfeldern weiter Vorschub geleistet wurde.

Die feste Einbindung der westdeutschen Diakonie in den bundesdeutschen Sozialstaat in den 1960er Jahren ermöglichte zwar den immensen Ausbau von Einrichtungen und den Ausgriff auf neue Arbeitsfelder, zog aber auch neue Abhängigkeiten - struktureller, inhaltlicher und politischer Natur - nach sich und forcierte nicht zuletzt die weitere Säkularisierung des Lebens in den Anstalten.⁶ Auch rückte in den 1960er Jahren das überkommene Prinzip der lebenslangen Beheimatung der so genannten „Insassen“ in den Fokus der Kritik. Es wurde mehr nach deren Bedürfnissen gefragt, die Menschen sollten an Entscheidungen, die sie betrafen, beteiligt werden, das Recht auf Individualität im Wohnen und Leben sowie das Recht auf Sexualität wurde ihnen zugesprochen. Die überkommene paternalistische Hilfekultur sollte der persönlichen Assistenz, der Unterstützung zu einem selbstbestimmten Leben, weichen.⁷

Der im Übrigen noch keineswegs abgeschlossene Prozess der De-Institutionalisierung, also die Auflösung von Schlafsälen, die Schaffung von sich selbst organisierenden Wohngemeinschaften - in Hephata seit Anfang der 1970er Jahre praktiziert - sowie die Einführung teilstationärer und ambulanter Betreuungsangebote zog zugleich die Transformation der alten Anstaltsdiakonie in eine unterneh-





1970 - Was sonst noch in der Welt geschah

- * Am ersten Januar werden in der Bundesrepublik Deutschland Arbeiter den Angestellten gleichgestellt und erhalten nun ebenfalls Lohnfortzahlung im Krankheitsfall. Am gleichen Tag gelingt einer achtköpfigen Familie über die zugefrorene Elbe die Flucht aus der DDR nach Niedersachsen.
- * Am 3. Mai wird Borussia Mönchengladbach Deutscher Meister.
- * Am 14. Mai wird die RAF gegründet, Ulrike Meinhof und andere befreien Andreas Baader aus der Haft.
- * Am 18. September stirbt Jimi Hendrix.
- * Am 17. November erhält der amerikanische Erfinder Douglas C. Engelbart ein Patent auf die erste EDV-Maus.
- * Am 29. November wird der erste Tatort in Deutschland ausgestrahlt.
- * Am 7. Dezember unterzeichnen Deutschland und Polen den „Warschauer Vertrag“.
- * Im selben Jahr wird die britische Rockband Queen gegründet.

merisch tätige Diakonie nach sich, die sich seitdem Gedanken um Inhalt und Form ihres diakonischen Profils - ihres Alleinstellungsmerkmals auf dem „Markt der sozialen Dienstleistungen“ - machen muss.⁸ Der skizzierte Wandel führte sehr häufig zu einer Umfirmierung der Anstalten, eine Änderung, die teilweise allerdings bis weit in die 1980er Jahre auf sich warten ließ. So führte Hephata noch 1985 das Wort „Anstalt“ in seinem Namen. Für den Außenstehenden am sichtbarsten und im Wortsinne erlebbar schlugen sich die Reformgedanken in der Architektur der Anstalten nieder: dem Verzicht auf die Mauern und die Auflösung der alten Anstaltsensembles zugunsten durchmischerter bzw. entflechteter Wohn- und Arbeitsgebiete - die von Hephata schließlich bis zu seiner „Selbstauflösung“⁹ vorangetrieben werden sollte.¹⁰

Nicht zuletzt zog „1968“ Veränderungen der autoritär und patriarchalisch geprägten Leitungsstrukturen der diakonischen Einrichtungen nach sich: das Hausvaterprinzip wurde - allerdings unter großen internen Widerständen - zugunsten interdisziplinärer und partnerschaftlich agierender Leitungsteams aufgegeben. Die beschriebenen Veränderungen waren

die Resultate von Prozessen, die ihren Anfang in den 1950er Jahren hatten, mit dem gesellschaftlichen Aufruhr 1968 hatten sie nur mittelbar etwas zu tun. Unmittelbare und nachhaltige Wirkung hatten die „68er“ indes auf zwei zentrale diakonische Arbeitsfelder:¹¹ Zum einen gingen von den „Heimbefreiungen“ starke modernisierende Impulse auf die evangelische Heimerziehung aus,¹² zum anderen führten die Diskussionen um die menschenwürdige Unterbringung und fragwürdige medizinische Behandlung in den psychiatrischen Anstalten zur Psychiatriereform (Öffnung der Stationen, Mischung der Geschlechter, Wahl von Patientensprechern, multiprofessionelle Teams usw.), von der auch die in den konfessionellen Einrichtungen untergebrachten behinderten und psychisch kranken Menschen profitierten.¹³

Fazit

Wie zu sehen war, reagierte die westdeutsche Diakonie flexibel auf die Herausforderungen der sich modernisierenden Bundesrepublik. Trotz ihres ausgesprochenen Reformwillens blieb die Diakonie hinsichtlich der Bemühungen ihrer Beschäftigten um Partizipation und Mitbestimmung doch

lange Zeit konservativ. Zu schwer wog „antidemokratische[s] und antiliberal[e]s Gesellschaftsbild“,¹⁴ das über hundert Jahre lang handlungsleitend gewesen war. Die Ankunft der Diakonie in der bundesdeutschen Demokratie geschah erst durch die 1985 veröffentlichte und seitdem immer wieder bekräftigte und erweiterte Demokratie-Denkschrift der EKD.¹⁵

Epilog

Zurück zur eingangs beschriebenen Karikatur. Es ist sicherlich nicht schwer, sich heute beide „APO-Opas“, sofern sie einschlägig qualifiziert sind, in einer verantwortlichen Position innerhalb einer diakonischen Einrichtung vorzustellen. Mit und ohne Jacket - auch dies eine Folge von „1968“.

Dr. Ulrike Winkler, geb. 1966, Studium der Politik-, Rechts- und Erziehungswissenschaften, lebt und arbeitet freiberuflich in Berlin. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Diakoniegeschichte, Zeitgeschichte und Sozialgeschichte.

1 Berliner Tagesspiegel, 21.12.2008, 8.

2 Folgendes nach Ursula Krey, „Der Bruch mit der Gehorsamstradition“ Die 68er Bewegung und der gesellschaftliche Wandel, in: Bernd Hey/Volkmar Wittmütz (Hgg.), 1968 und die Kirchen, Bielefeld 2008, 13-34.
3 Zur Haltung des Protestantismus zu den neuen sozialen Bewegungen siehe neuerdings: Siegfried Hermle/Claudia Lepp/Harry Oelke (Hgg.), Umbrüche. Der deutsche Protestantismus und die sozialen Bewegungen in den 1960er und 70er Jahren, Göttingen 2007.
4 Raimund Hoghe, Schwäche als Stärke. Bethel - ein Symbol und die Realität, Neukirchen-Vluyn 1976, 8.

5 Folgendes nach: Hans-Walter Schmuhl, Diakonie, in: Hey/Wittmütz (Hgg.), 1968 und die Kirchen, 163-165.
6 Hierzu in Kürze: Dietmar Kehlbreier, Öffentliche Diakonie. Wandlungen im kirchlich-diakonischen Selbstverständnis in der Bundesrepublik der 1960er- und 1970er Jahre, Leipzig 2009.

7 Dieses Thema ist nach wie vor aktuell, siehe zum Beispiel: Johannes Degen, Freiheit und Profil. Wandlungen der Hilfekultur - Plädoyer für eine zukunftsfähige Diakonie, Gütersloh 2003.

8 Hierzu schon früh: Johannes Degen, Diakonie und Restauration. Kritik am sozialen Protestantismus in der BRD, Neuwied/Darmstadt 1975.

9 Martina Meister, Hephata - eine Fallstudie. Integration, Emanzipation und Rehabilitation, in: Stiftung Deutsches Hygiene-Museum/Deutsche Behindertenhilfe - Aktion Mensch e. V. (Hg.), der imperfekte mensch. vom recht auf unvollkommenheit, Ostfildern-Ruit 2001, 43-49, 47. Siehe auch: Evangelische Stiftung Hephata (Hg.), Wir sind da! 140 Jahre Evangelische Stiftung Hephata, Mönchengladbach 1999.

10 Aktuell: Christian Dopheide, Die Innovation steckt im Verzicht, in: Hephata Magazin, Nr. 18, Juli 2008, 3-5.

11 Schmuhl, Diakonie, 165.

12 Siehe hierzu exemplarisch in Kürze: Hans-Walter Schmuhl, Die Jugendhilfe in Freistatt im Umbruch 1965-1973 sowie Kerstin Stockhecke, Die Jugendhilfe in Eckardtshaus im Umbruch, in: Matthias Benad/Hans-Walter Schmuhl/Kerstin Stockhecke (Hgg.), „Endstation Freistatt“. Fürsorgeerziehung in den v. Bodenschwingschen Anstalten Bethel von den 1890er Jahren bis in die 1970er Jahre, Bielefeld 2009.

13 Grundlegend: Franz-Werner Kersting (Hg.), Psychiatriereform als Gesellschaftsreform. Die Hypothek des Nationalsozialismus und der Aufbruch der sechziger Jahre, Paderborn 2003.

14 Schmuhl, Diakonie, 165.

15 Norbert Friedrich, Demokratisierung der Anstaltsdiakonie, in: Hey/Wittmütz (Hgg.), 1968 und die Kirchen, 131-148, 133.

Anzeige

Zur Konfirmation: 1 x schenken, 12 x Freude bereiten



chrismon plus rheinland Das evangelische Monatsmagazin

ist ein Geschenk, das Abwechslung ins Leben bringt: Anspruchsvolle Artikel zu Themen aus Kirche und Gesellschaft, Religion und Alltag kommen garantiert gut an. 12 x im Jahr, pünktlich und frei Haus. Verschenken Sie einen Gutschein für ein Jahresabonnement im Wert von 30,- €, der bei uns jederzeit eingelöst werden kann.

Bestellung und weitere Informationen unter unserer Gratis-Hotline 0800 / 277 22 60 oder online unter www.shop.medienverband.de.



ESSEN:

Das erste Regionalisierungsprojekt

Am 9. September 1995 haben 12 junge Menschen mit Behinderungen - alle aus Essen - zwei Etagen des fünfstöckigen Hauses Schonnebeckhöfe 2 bezogen. Der Bauträger, die Evangelische Kirchengemeinde Essen-Schonnebeck, hatte nach einer beschwerlichen Planungsphase ein „integratives Haus“ realisiert: Sozialwohnungen für Familien, drei Appartements für selbständig lebende Personen mit Körperbehinderung und die beiden Großwohnungen für je sechs junge Leute mit leichter- bis mehrfacher Schwerstbehinderung.

Nur wenige Tage später zogen sieben junge Menschen mit Behinderungen in ein umgebautes Pfarrhaus der Evangelischen Kirchengemeinde Königsstele zu Essen-Steele ein. Mietvertragspartner für die Kirchengemeinden war in beiden Fällen Hephata, zu der Zeit noch unter dem Namen „Evangelische Bildungs- und Pflegeanstalt Hephata“ mit Stammsitz in Mönchengladbach und der „Teilanstalt Benninghof“ bei Mettmann. **Was aus heutiger Sicht als normaler Vorgang erscheint, war 1995 für alle Beteiligten Neuland.** Ohne die Initiatoren - Eltern behinderter Kinder aus Essen, die von den außerfamiliären

Betreuungsangeboten für ihre erwachsenen Töchter und Söhne tief enttäuscht waren - hätte es die beiden Wohngruppen nie gegeben. Die Eltern hatten eine an sich einfache Idee für die Zukunft ihrer Kinder: „Sie sollen in der Nähe ihrer Familie und ihrer Freunde leben und untereinander eine Gemeinschaft bilden. Und jeder soll den ihm entsprechenden persönlichen Rahmen haben. Sie sollen in der Nachbarschaft anderer Menschen wohnen.“¹ Nach zweijährigen Vorgesprächen in kleinerem Kreise gab es am 29.10.1991 das erste Treffen aller interessierten Familien mit der (Anstalts-)Leitung Hephatas, nachdem zuvor Pfarrer Philipp Neßling vom Behindertenreferat des Stadtkirchenverbandes Essen den Kontakt zum Direktor Hephatas, Pfarrer Horst Leweling, hergestellt hatte. „Zu diesem Zeitpunkt hatten sie* ihr Interesse am Aufbau einer Wohngruppe in Essen bekundet und für die ersten Jahre ihre Trägerschaft angeboten.“¹ Um dieses Angebot einer „Anstalt“ als durchaus folgerichtig verstehen zu können, ist an dieser Stelle ein Blick in den ethisch-fachlichen Dialog - zum Teil auch heftigen Disput - jener Zeit notwendig. Es gab drei Themenschwerpunkte für die künftige Entwicklung Hephatas.

Kleinere Gruppen

Mitte der 1980er Jahre stand zunächst die Betreuung von Kindern und Jugendlichen mit leichter Behinderung in traditionellen Großgruppen heftig in der internen Kritik. Die Gruppen sollten nicht nur kleiner sein, sondern auch außerhalb des Kerngeländes liegen, um die negativen Sozialisierungsfolgen von Anstaltsstrukturen zu vermeiden. Hier war der sogenannte „Lernbehindertenbereich“ in einer Vorreiterrolle. Aber auch aus dem „Schwerstbehindertenbereich“ gab es zahlreiche Initiativen in die gleiche Richtung. Intensive Kontakte zu der niederländischen Stichting Philadelphia, einer kleinteilig über das Land hin tätigen Organisation für Menschen mit Behinderungen, machten deutlich, dass eine Betreuung in kleinen Sozialgemeinschaften möglich und bezahlbar war.

Integration nach innen

Leicht-, mittel- schwerbehindert waren die klassischen Kategorien, an denen der Aufbau der Organisation und die Konferenzsysteme orientiert waren. Es gab ernsthafte Zweifel, ob unter den Aspekten der Lebensqualität der Menschen mit Behinderungen und der Arbeitsbedingungen der

1995 - Was sonst noch in der Welt geschah

- * Am 1. Januar wird in Deutschland die Pflegeversicherung eingeführt.
- * Am 22. April gewinnt George Foreman den Boxkampf um die Titelverteidigung im Schwergewicht gegen Axel Schulz in Las Vegas umstritten nach Punkten.
- * Am 25. April erreicht der erste Castor-Behälter Gorleben.
- * Am 30. Juni billigt der Bundestag einen Bosnien-Einsatz der Bundeswehr.
- * Am 24. August wird „Windows 95“ veröffentlicht.
- * Am 28. August stirbt Michael Ende.
- * Am 16. Dezember einigen sich die Staats- und Regierungschefs der EU auf den Euro als gemeinsame Währung.
- * Am 27. Dezember findet der letzte registrierte Kernwaffentest Frankreichs auf Murora statt.
- * Im selben Jahr wird Michael Schumacher zum zweiten Mal Formel-1-Weltmeister mit Benetton.
- * Pur veröffentlichten Abenteuerland.

Text: Wolfgang Wittland Fotos: Dieter Kalesse, Pregel - Stadtarchiv Essen



Eröffnung Wohnhaus Schonnebeckhöfe



Wohnhaus Boshamer Weg 114



Aus einer Wohngruppe

Mitarbeitenden (und der Glaubwürdigkeit der von der Gesellschaft geforderten Integrationsbereitschaft) eine solche kategoriale Trennung wirklich ein überzeugendes Modell für die Zukunft Hephatas sein könnte.

Wachstum

Der relativ große Bereich für Kinder und Jugendliche der überregional versorgenden Einrichtung Hephata bescherte permanent dasselbe Thema auf der Tagesordnung: Wohin mit den Erwachsenen? Die Kinder- und Jugendwohngruppen einfach „durchaltern“ zu lassen, erschien weder konzeptionell noch institutionspolitisch als tragfähige Lösung. Schließlich würde dadurch der Bestand der Heimsonderschulen gefährdet. Andererseits war aber auch klar, dass Hephata nicht einfach so weitermachen konnte. Die (Selbst-) Beschränkung auf eine Regionalversorgung der Stadt Mönchengladbach und des Kreises Mettmann wurde erstmals Anfang der 1990er Jahre in der Leitung ernsthaft in Erwägung gezogen. Um der damit einhergehenden Schrumpfung Hephatas entgegenzuwirken, wurde die Idee der „Träger-

schaft auf Zeit“ geboren. Hephata leistet an anderen Orten im Rheinland Aufbauhilfe, bis ortsverbundene Initiativen reif sind für die Übernahme der Trägerschaft. Genau an dieser Stelle passten die Elterninitiative und die Offenheit der Kirchengemeinden in Essen und die Überlegungen zur Institutionsentwicklung in Hephata zusammen.

In der Ende 1994 erschienenen Hephata-Gesamtdarstellung „Angenommen - wir gehören zusammen“ fasste H. Leweling diese programmatischen Überlegungen zusammen: „Was das Wohnen schwerstbehinderter Menschen betrifft, so unterstützen wir Elterninitiativen, die für ihre behinderten (auch schwerstbehinderten) Angehörigen Wohnmöglichkeiten in der Heimatregion schaffen wollen. Und was die schwerstbehinderten Menschen betrifft, die in unserer Einrichtung leben, so möchten wir sie nicht als einen Personenkreis angesehen wissen, der gar nicht anderswo gedacht werden kann als in einer Anstalt“. Und weiter heißt es dort: „Es muß uns in unserer Arbeit (...) um die Individualisierung der Betreuung gehen, ..., um die Gliederung einer großen Einrichtung

in überschaubare kleinere Einrichtungen sowie (...) um eine weitere Dezentralisierung ...“.²

In der „Hephata-Krise“ 1995 wäre die Zusammenarbeit mit der Essener Elterninitiative fast in letzter Minute gescheitert. Zum Glück kam es nicht dazu. Die erfolgreiche Zusammenarbeit mit Eltern in Essen war der entscheidende Impuls für den Umbau der „Evangelischen Bildungs- und Pflegeanstalt Hephata“. Oder anders: der Sündenfall der Anstalt ereignete sich nicht im Paradies, sondern in Essen. Dort hat Hephata vom Apfel der Erkenntnis gekostet.

Wolfgang Wittland ist Geschäftsleiter der Hephata Wohnen gGmbH

* gemeint ist die Leitung Hephatas; der Verfasser

Quellen:

¹ Ein Dach für euer Leben, Erfahrungsbericht von Eltern für Eltern, Selbstverlag: Elterngruppe integratives Wohnen; Seite 8, 27

² Angenommen - wir gehören zusammen, Gesamtdarstellung der Evangelischen Bildungs- und Pflegeanstalt Hephata, 1994, Seite 46



1995: Der Anfang vom Ende der Anstalt



Gras ist über die alten Anstaltsstandorte gewachsen - und Raum ist entstanden für neue Herausforderungen

Text: Klaus-Dieter Tichy

Fotos: Hephata-Archiv, Udo Leist



1995: **Menschen neu verstehen; Dinge neu sehen; neue Wege gehen - Der Anfang vom Ende der Anstalt**

Menschen sollten mitten in der Gemeinde dort leben, wo es ihnen gefällt. Selbstverständlich auch Menschen mit Behinderungen. War der Gedanke so neu? Schließlich hatte die Arbeit Hephatas 1859 in einem Haus an der Viersener Straße mitten in der Stadt begonnen. Seit Jahrzehnten boten andere Träger Wohnheimplätze außerhalb von Anstalten an und auch Hephata hatte Mitte der neunziger Jahre 200 Plätze in Außenwohnheimen und Außenwohngruppen. Was war also so neu und anders an dem Prozess, dessen Beginn wir etwa in diese Zeit datieren und der Hephata zu dem Unternehmen gemacht hat, das es heute ist? Zunächst sei bemerkt, dass der Zeitpunkt auch dadurch mitbestimmt war, dass Hephata gerade eine tiefgreifende Krise durchlebt hatte, in deren Folge auch sehr Grundlegendes auf den Prüfstand kam und es einer grundsätzlichen Neuorientierung bedurfte. Zu Beginn und handlungsleitend war das Verhältnis der Stiftung und ihrer Mitarbeitenden zu den Menschen mit Behinderungen und ihren Angehörigen neu zu bestimmen. Die neue Satzung legte fest, dass sich alle Dienste am Wohl und an den Interessen der Menschen mit Behinderung zu orientieren haben, die, soweit möglich, ihr Leben selbst gestalten. Es

wurden neue Zielwerte entwickelt, die sich in dem Leitsatz zusammenfassen ließen: **Assistenz für Menschen mit Behinderung auf ihrem Weg zu Selbstbestimmung und Integration.** Diese Zielwerte waren für die damalige Zeit gar nicht so ungewöhnlich, umso mehr aber für eine Anstalt. Und noch ungewöhnlicher war, dass eine Komplexeinrichtung sich daran begab, sie mit Konsequenz umzusetzen.

Was bedeutet diese Konsequenz nun für das Eingangspostulat: Menschen sollten mitten in der Gemeinde dort leben, wo es ihnen gefällt? Dass Menschen mit Behinderung auch außerhalb von Komplexeinrichtungen leben konnten war klar und nicht neu. Neu war aber, diese Möglichkeit grundsätzlich allen Bewohnern zu eröffnen. Und noch etwas war neu: Während bislang die „Außenplätze“ nur in Ergänzung und Verbindung mit einer Komplexeinrichtung gedacht waren, hielt Hephata diese Strukturen für überholt und verzichtbar.

In Anwendung der Zielwerte wurden die Bewohner gefragt, wie und wo sie leben wollten und was für sie wichtig sei. Daraus sind die Kriterien zur Auswahl neuer Standorte entwickelt worden. Kann man zum Bäcker laufen? Sind die wichtigsten Geschäfte in der Nähe? Wie weit ist es bis zur Haltestelle? Ist die Lage ruhig oder verkehrsreich? Was kann man in der Freizeit machen? Gibt es ein Wohnumfeld,

in dem man sich wohlfühlen kann? Entlang dieser Fragen wurden und werden geeignete Standorte für Wohnhäuser für Menschen mit Behinderung gesucht und ausgewählt. Es sind die gleichen Fragen, die sich jeder bei der Suche nach einer neuen Wohnung stellt. Und diese übereinstimmende Fragestellung ist auch zu erwarten, denn Menschen mit Behinderung wollen und sollen in der Gesellschaft genauso leben wie alle anderen auch. Der damals genutzte Begriff der Integration meinte, seinen Platz in der Gesellschaft zu haben und nicht in einer Sonderwelt. Und auch die heutige Sichtweise einer inklusiven Gesellschaft, zu der Menschen mit Behinderung natürlich dazu gehören, führt nicht zu anderen Auswahlkriterien für das eigene Zuhause. Hephata musste selbstkritisch feststellen, dass das Leben in den beiden Zentraleinrichtungen in Mönchengladbach (mit ursprünglich über 500 Wohnplätzen) und Mettmann (ca. 400 Wohnplätzen) den gerade beschriebenen Aspekten der Integration oder gar Inklusion kaum entsprach und mit einem Wohnen in Nachbarschaft herzlich wenig zu tun hatte. Es beschloss daher, als Ersatz für die Anstalts-sonderwelten **dezentrale in die Nachbarschaft integrierte Wohnangebote zu schaffen** und ihren Bewohnern zur professionell vorbereiteten Wahl anzubieten und damit den Prozess der vollständigen Dezentralisierung einzuleiten.

Als es 1998 das Vorhaben bekannt machte, war die Reaktion begleitet von Skepsis, Unglauben, Verwunderung und vielen ernst zu nehmenden Ängsten. „Das geht doch gar nicht!“ In der Tat war die Zahl der befürchteten Hindernisse unüberschaubar. Kein Wunder zu Beginn eines solch komplexen Vorhabens.

Stattdessen geht Hephata mit seinen Dienstleistungsangeboten in die Regionen, in denen der Bedarf besteht. Hier muss niemand integriert werden, die Menschen leben schon in ihrer Nachbarschaft!

Die Dezentralisierung in Mönchengladbach ist heute faktisch abgeschlossen, die in Mettmann weit voran geschritten. Dass es in jeder Hinsicht, auch in organisatorischer und wirtschaftlicher, erfolgreich möglich ist, ist lange bewiesen. Und dass es gut für die Menschen ist auch. Diesen Erfolg konnte die Evangelische Stiftung Hephata aber nicht alleine erreichen. Sie verdankt ihn auch der tatkräftigen Unterstützung der zuständigen Ministerien, Zuwendungsgeber und des überörtlichen Sozialhilfeträgers, des Landschaftsverbandes Rheinland, denen sie dafür tief verbunden ist. Dazu gab und gibt es viele engagierte Menschen und glückliche Umstände. Gott sei Dank!

Hephata hat gelernt, die kritischen Anfragen ernsthaft aufzunehmen und ihnen mit Antworten zu begegnen, die wirkliche Lösungen beinhalten. Der kritische Diskurs hat der Qualität des Prozesses sicherlich gedient. Ängsten wurde mit Sicherheiten, Transparenz und Garantien begegnet. Heute kann die Stiftung ohne jede Arroganz sagen: „Das geht doch!“ Und sie weiß, dass die Zielwerte tatsächlich die größte Herausforderung und gleichzeitig Maßstab für den Prozess waren. Das meint die Garantie, dass es wirklich Wahlmöglichkeiten und keine Verordnungen gab, und die Garantie, dass ein Irrtum korrigierbar war und niemand gegen seinen Willen handeln musste. Es meint aber auch, dass Dezentralisierung das Angebot für alle war, das vollständig umgesetzt werden musste, und es keine Restgrößen geben durfte; die qualitative Veränderung musste für alle Bewohner gleichermaßen gelten.

Ein zweiter Prozess hat das Gesicht der Stiftung deutlich geprägt: Wenn man es für gegeben hält, dass Menschen mit Behinderung einfach zur Gesellschaft gehören, gibt es eigentlich keinen Grund mehr, warum sie ihre Heimatgemeinde verlassen müssen, um ihre notwendige Assistenz zum Leben in eben dieser Gesellschaft zu erhalten. **Es ist nicht mehr notwendig, dass die Menschen nach Mönchengladbach oder Mettmann ziehen, um die Assistenz zu erhalten.**

In der Tat: Wenn das alles gelingt, braucht man die Kerngelände mit den alten Anstaltsgebäuden nicht mehr. Und was dann? Bereits vor zehn Jahren entstand in Hephata die Vision, dass auf dem Kerngelände in Mönchengladbach langfristig ein neues Stadtviertel entsteht, in das mehr als 1000 neue Bürger ziehen. So sollte das alte Gelände noch einen Beitrag zur Integration leisten, in dem es den Menschen mit Behinderung, die noch auf dem Gelände wohnen, ein Leben in Nachbarschaft ermöglicht. Das Stadtviertel entsteht gerade. Die Bauarbeiten beeinträchtigen die Menschen, die auf dem Gelände arbeiten, zur Schule gehen oder wohnen - **das normale Leben ist angekommen.**

Klaus-Dieter Tichy ist kaufmännischer Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata.



Karl Flocke: HEPHATA seit 1929

Text: Prof. Dr. Johannes Roskothen

Fotos: Udo Leist, privat



92 Jahre ist er nun alt: ein Zeuge des Jahrhunderts. Seit 1929 lebt Karl Flocke auf dem Kerngelände der vormaligen „Evangelischen Bildungs- und Pflegeanstalt Hephata“, unterbrochen von einigen Jahren auf dem Benninghof. Also ist Herr Flocke auch ein Zeuge der Entwicklung von HEPHATA. Über fast achtzig Jahre hinweg.

Geboren: 1916 in Solingen. Sein Vater war Kutscher bei der Papiermühle. Drei Geschwister. Die Mutter starb kurz nach Karls Geburt. Karls Vater gründet eine neue Familie. Schwierig für Karl, der sich nicht immer so verhält, wie man es von ihm erwartet. Zerstört Gegenstände und begreift nur langsam. So kommt er in ein Waisenhaus. Karl hat Sehnsucht nach seiner Familie. Mit dem Rad fährt er zur Papiermühle, wartet auf den Vater. Der lässt sich nicht blicken. Traurig kehrt Karl ins Waisenhaus zurück. Der Arzt im Waisenhaus diagnostiziert: Angeborener Schwachsinn. Ein Fall für die Bildungs- und Pflegeanstalt HEPHATA. Dreizehnjährig wird Karl nach Mönchengladbach gebracht.

Hier durchläuft er im Lauf der Jahre alle der inzwischen abgerissenen Gebäude. Bodelschwingh-Haus, Haus Disselhoff und das Johanniterhaus - sie alle stehen vor Herrn Flockes innerem Auge. Seit wenigen Jahren erst hat er die Postadresse Hephata-Allee 7. In diesem Haus befand sich bis zu ihrer Abschaffung die Krankenstation. Ein wenig Stationsatmosphäre strahlt das Haus immer noch aus. Drei Wohngruppen leben hier. Herr Flocke fühlt sich in seiner Gruppe wohl, pflegt aber ein intensives Eigenleben. Und er wünscht sich, nie mehr umziehen zu müssen. In seinem Zimmer versammelt er um sich, was ihm wichtig ist: Fotos, Gegenstände. Herr Flocke ist ein Sammler. Davon später mehr.

„... Manchen Sturmwind mitgemacht...“

Die Jugend bei HEPHATA ist arm an Einschnitten und erinnerbaren Ereignissen. Mit einer Ausnahme! Im Jahr 1932 passiert ein Zug mit Salonwagen den Bahndamm unterhalb des Zentralgeländes, darin Reichspräsident Paul von Hindenburg. Die Bewohner stehen und winken. Die Augen von Herrn Flocke leuchten: „Und ich stand ganz vorne!“

Nur ein Jahr später die Machtergreifung der Nationalsozialisten. Wie erlebt Herr Flocke die Auswirkungen von Nazi-Herrschaft und Krieg auf sein Leben? Zunächst gar nicht. Das ändert sich nach Beginn des Krieges. Das Euthanasieprogramm führt zur Verlegung vieler ‚Pfleglinge‘ in andere Einrichtungen. Karl Flocke registriert die häufigen Transporte und die um sich greifende Unruhe. Er ist einer der letzten Bewohner: „Wir waren noch zu sechst.“ Er hat Angst, HEPHATA verlassen zu müssen. Bei einer der letzten Umsiedlungsaktionen versteckt er sich. Mehr ahnend als wissend. Heute weiß er, was damals in Deutschland geschah. Und er weiß, in welcher Gefahr er sich befand.

Rettet ihn seine Arbeitsfähigkeit? Spätestens 1942 erreicht der Krieg Mönchengladbach. Die schwere Zerstörung der Stadt erstreckt sich auch auf das Kerngelände. Brandbomben fallen. Und nun wird Karl Flocke zum Lebensretter. Er hilft bei den Löscharbeiten, mehr noch: Er zieht Menschen aus dem Keller der brennenden Schreinerwerkstatt. In diesen Wochen erwirbt er sich große Verdienste um seine Mitbewohner und um die Gebäude. Die Ereignisse stehen ihm so klar vor Augen, als wären sie gestern gewesen. Karl Flocke weiß, wo sich die Gebäude befunden haben, wo die Bomben in Werkstätten und Wohngebäude einschlugen.



Kurz vor Kriegsende muss das Zentralgelände aufgrund der Zerstörungen aufgegeben werden. Die wenigen verbliebenen Bewohner werden auf den Benninghof verlegt und arbeiten in der „Feldkolonne“ (Landwirtschaft). Irgendwann zwischen 1938 und 1945 wurde Herr Flocke sterilisiert. Irgendwann. Die Akten geben keine Auskunft und verzeichnen nur die Tatsache der Sterilisierung. Herr Flocke ist sich in diesem Punkt nicht sicher, erinnert allerdings einen Eingriff.

Langeweile kennt er nicht, die Tage sind ausgefüllt. **„Nur rumhängen“?** Undenkbar für Herrn Flocke. Lottoscheine sind wegzubringen, kleine Einkäufe für den Eigenbedarf, und Besuche: „Hallo Karl!“ Karl Flocke ist ein bekannter Mann. Auch im benachbarten Stadtteil Hermges. Und auf dem Benninghof, wo noch alte Arbeitskollegen leben und sich auf seinen Besuch freuen.

„Kannse nix sagen, is doch schön!“

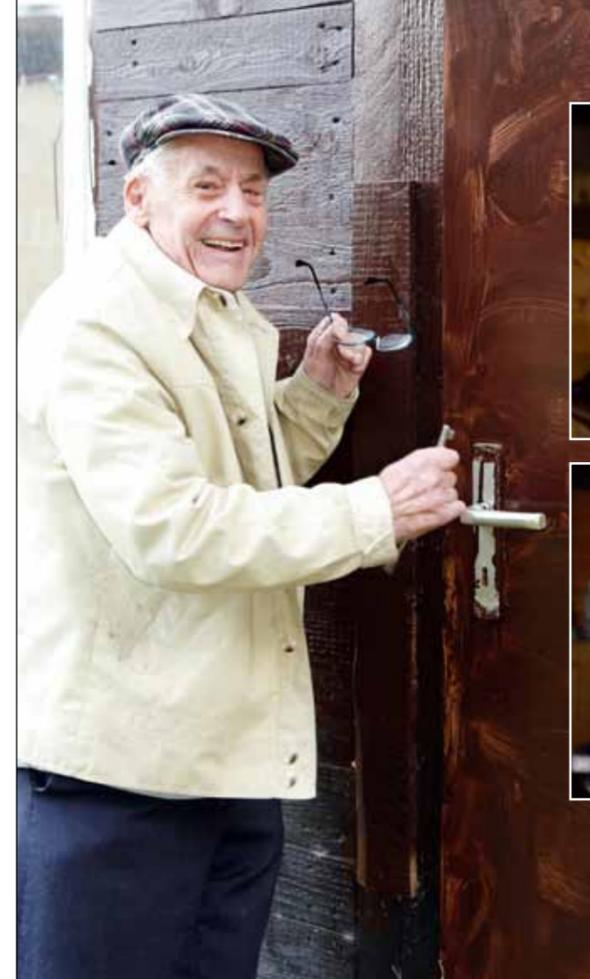
Karl Flocke und seine Hütte

Schon immer war die eigene Sphäre wichtig für Herrn Flocke. Vor allem, als er noch kein eigenes Zimmer hatte. Bis Mai 1999 konnte er einen Raum unterhalb des Werkstatt-Geländes nutzen. Als dieser abbrannte, bekam er eine kleine Holzhütte nahe dem Haus Disselhoff. Mit Veranda! Hier konnte er an warmen Tagen Kaffee trinken und Besucher empfangen. Während eines Urlaubs verlor Karl Flocke auch diese Hütte durch ein Feuer. Verstört steht er nach der Rückkehr vor den Brandresten. Aber einige Monate später bekommt die Hütte einen Nachfolger. Den Schuppen.



„.... Meine Beschäftigungen machen, ich krieg schon alles jedonn...“

Karl Flockes Leben war arbeitsreich. Zunächst hatte er in der Schreinerwerkstatt gewirkt; hierher kehrt er nach dem Wiederaufbau des Zentralgeländes zurück. Von 1960 bis 1980 gewinnt er Abstand zur ‚Anstalt‘, wird Hausdiener bei einer Familie. Hier ist er der Mann für alles und genießt Familienanschluss. Karl Flocke denkt gern an diese beiden Jahrzehnte zurück. Er sieht die Kinder aufwachsen, gehört dazu. Als sein alter Dienstherr stirbt und der Haushalt aufgelöst wird, wechselt Karl Flocke im Sommer 1980 in die HEPHATA-Schlosserei. Am 1.8.1986 beendet er sein Arbeitsleben.



„Komm, lott jonn!“

Ansichten von Karl Flocke

Karl Flocke schließt ihn feierlich auf. Da! Ein Archiv alter Dinge tut sich auf. Was ist vor seiner Sammel-Leidenschaft sicher? Bücher liegen gestapelt, Fotoalben, alte Elektrogeräte, Nägel: **„Kannze alles noch gebrauchen! Die Menschen werfen viel zu viel weg! Ist doch wahr!“** Karl Flocke ist vom Wert alter Dinge überzeugt. Und davon, dass vielleicht mal Notzeiten kommen, in denen sie gebraucht werden. Er meint, die Hütte müsse bald mal gestrichen werden. Und das Umfeld müsse er aufräumen. Dann ergäbe sich ein schattiger Sitzplatz.

„Ich bin ein glücklicher Mensch. Ich möchte nicht mehr umziehen. Ich habe doch alles, was ich brauche. Auf den Urlaub freu ich mich. Sonst brauch ich nichts.“

Herr Flocke hält auf sich. Seine Fotoalben zeigen einen stattlichen, gut angezogenen Mann. Bei festlichen Anlässen putzt er sich heraus. Zum Beispiel zu seinen Geburtstagen. Die runden werden gefeiert - und wie. Zitat aus der Einladung zum achtzigsten gefällig? „Ich sehe aus wie 60 und fühle mich wie 60.“ Und heute? Wer Karl Flocke zügig in Richtung Stadt laufen sieht, ahnt nichts von seinen 92 Jahren.



Karl Flocke reist gern. Er spart für seine Geburtstage und für Urlaube. Im letzten Jahr war er in Winnigen an der Mosel und an der Ostsee. Ein Teil seiner Fotoalben dokumentiert diese Urlaube. Fast jedes Jahr steht eine Reise zur Familie seines Veters in Stuttgart an. 2002 ging die Reise schief; Karl Flocke stieg falsch um und landete fast in Ulm. Seitdem unternimmt er größere Reisen nicht mehr allein.

Auch Kurzausflüge genießt er. Schloss Burg an der Wupper, Düsseldorf, ein Zirkus-Besuch. Über Jahre hinweg fuhr er mit der S-Bahn nach Solingen zu Kusine Mariechen („mit Umsteigen im Düsseldorfer Hauptbahnhof, is klar!“). Die mochten sich! 2005 starb Mariechen. Das war ein Schicksalsschlag. Seitdem denkt Herr Flocke über den Tod nach. Und verfügt doch über eine unermüdliche Lebensenergie: **„Komm, lott jonn!“**

Mit Karl Flocke sprach Prof. Dr. Johannes Roskothen.

Immer hängt alles mit allem zusammen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse mit der Theologie, die Theologie mit den Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen und der ihnen gewidmeten diakonischen Arbeit. Die Veränderungen der Kirche mit dem beständigen Rückgriff auf die Urkunden des Glaubens, die den kirchlichen Reformwillen motivieren. **150 Jahre Hephata sind auch ein Spiegel der Wandlungen in den Fachdisziplinen.**



1. VORGESCHICHTE: ABERGLAUBE, AUFKLÄRUNG UND NÄCHSTENLIEBE

Das 19. Jahrhundert beginnt unübersichtlich. Noch wird Behinderung als Strafe Gottes aufgefasst, als Glaubensprüfung, als den Kindern auferlegte Strafe für die Sünde der Väter. Luther ist nicht schuldlos an dieser Entwicklung, deutete er doch in der „Historia von einem Wechselkinde zu Dessau“ Behinderung als Werk des Teufels. Über Jahrhunderte hinweg wurden Kinder vielfach getötet, wenn sie mit einer Behinderung zur Welt kamen. Ihnen wurde die Gottebenbildlichkeit und damit die mensch-

liche Würde abgesprochen. Im Sinne einer theologischen Ästhetik nahm der pietistische Theologe J.K. Lavater an, die Schönheit eines Menschen verweise auf die Nähe zu Gott. Körperlicher Mangel wurde von ihm als Gottferne gedeutet.

Gegen solchen Aberglauben wendete sich die **Aufklärung**. I. Kant betrachtete den Menschen als ein zur Selbstbestimmung fähiges Wesen. Der „Auszug aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit“ wird jedoch



2. DIE ERSTEN 50 JAHRE: DIE ENTWICKLUNG DER ANSTALT UND DIE INSTITUTIONALISIERUNG DER DIAKONIE

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermehrten sich die diakonischen Anstrengungen. Im Gefolge der Rettungshausbewegung und der Gründung von Hospitälern durch Th. Fliedner u.a. erhielt das christliche Hilfehandeln mit dem Stichwort „**Innere Mission**“ einen konzeptionellen Rahmen. 1848 hielt J.H. Wichern auf dem Wittenberger Kirchentag eine Stegreifrede, die zur Gründung des „Central-Ausschusses“ für die Innere Mission führte. Ziel dieser Aktivitäten war die Rechristianisierung des Volkes und die Belebung der Reich-Gottes-Hoffnung.

Wichern stellte sich ein am Leib-Christi-Motiv orientiertes Organismus-Modell vor, in dem die verfasste Kirche und die freien Vereine einander ergänzen. Aus diesem Impuls heraus wurde die diakonische Arbeit professionalisiert und ausdifferenziert. Die **Anstalt**, in der man sich spezialisiert um die besonderen Bedürfnisse der Menschen mit Behinderungen und psychischen Problemen kümmern konnte, wurde zum wegweisenden Modell. Anstalten wollten eine Gegenwelt zur Industriegesellschaft sein, eine „Stadt der Barmherzigkeit“. Mit der Herausnahme aus den „normalen“



3. DIE ZWEITEN 50 JAHRE: DIE BESTREITUNG DES LEBENSRECHTS UND DAS RINGEN DER THEOLOGIE UM DAS RECHTE BEKENNTNIS

Mit dem Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert setzten sich in der Gesellschaft gesundheitspolitische Sparprogramme im Verbund mit utilitaristischen Sichtweisen durch. In den kommenden Jahrzehnten, die durch die beiden Weltkriege geprägt waren, wurden die in den Anstalten lebenden Menschen zunehmend als „Ballast“ angesehen, als minderwertige Existenzen, denen schließlich das Lebensrecht bestritten wurde. Der sozialdarwinistische Zeitgeist forderte, die Erbsubstanz des deutschen Volkes durch eugenische Maßnahmen zu stärken. Trauriger Höhepunkt die-

ser Entwicklung war die „**Euthanasie**“ im deutschen Nationalsozialismus. Auf der Grundlage des Gesetzes zur „Verhütung erbkranken Nachwuchses“ wurden Zwangssterilisationen angeordnet und nach Kriegsbeginn durch Führerermächtigung 260.000 Patienten aus den deutschen Heil- und Pflegeanstalten systematisch ermordet (Euthanasieaktion T 4).

Die „**Liberale Theologie**“ hatte gegen diese Barbarei wenig entgegenzusetzen. Offenbar reichten der Appell an die Nächstenliebe und ein christliches Ethos nicht aus. Auch

Von der Überwindung der Mauern

150 Jahre Wechselwirkungen zwischen Theologie und den Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen

nicht Menschen mit Lernschwierigkeiten oder geistigen Behinderungen und psychischen Störungen zugetraut. Hier versagt (noch) der aufklärerische Autonomiebegriff. Immerhin legte der liberale Theologe F.D. E. Schleiermacher die Grundlagen für ein neues Kirchenmodell. Er verstand Volkskirche als Reformkonzept gegen das obrigkeitliche Modell eines landesherrlichen Kirchenregiments. „*Kirche durch das Volk*“ war sein Motto, Kirche durch die Betroffenen, durch die Glaubenden.

Es sollte noch lange dauern, bis solche Ideen auf fruchtbaren Boden fielen.

Die ersten Impulse, sich Kindern und Erwachsenen mit Behinderungen zuzuwenden, waren durch **christliche Nächstenliebe** motiviert (Lev 19,18; Mt 19,19). Einen besonderen Akzent setzte die Vorstellung, im leidenden Menschen begegne uns Christus (Mt 25,31ff). Folgerichtig entstand besonders im kirchlichen Kontext die Vorstellung, Menschen mit Behinderung müsse gehol-

fen werden. Es wurden erste Institutionen gegründet, denn die Familien waren durch die fortschreitende Industrialisierung und die Expansion der Städte oft nicht mehr in der Lage, für ihre behinderten Angehörigen zu sorgen. Im Zusammenhang mit dieser neuen „Sympathie“ wurden erste pädagogische Konzepte entwickelt und die Förderfähigkeit von Menschen mit Behinderungen entdeckt.

sozialen Bezügen sollte alles Störende ferngehalten werden und ein Schonraum entstehen, in dem die Bewohner und Bewohnerinnen sich positiv entwickeln konnten. In den Anstalten wurden pädagogische Anstrengungen, Arbeits- und Wohnmöglichkeiten miteinander verbunden. Dadurch wuchsen die Einrichtungen und konnten nun auch besser nach Grad und Art der Behinderung differenzieren.

Die Anstalt war im 19. Jahrhundert ein fortschrittliches Modell, das die Behindertenhilfe in ganz Europa nachhaltig prägte.

Allerdings wurde es mit einer Reihe von Nachteilen erkaufte. Die Ausdifferenzierung erfolgte entlang der Kategorien „*bildungsfähig*“ und „*bildungsunfähig*“. Dadurch setzte sich zunehmend eine Defizitorientierung durch, die nicht mehr der Gottebenbildlichkeit aller Menschen Rechnung trug, sondern dem **Kriterium der gesellschaftlichen Brauchbarkeit** immer höhere Bedeutung zumaß. Außerdem wanderte die Diakonie institutionell aus der Gemeinde aus und wurde zur Aufgabe von Spezialisten. Nur mit Mühe konnte die Kirche den Zusammenhang von Verkündigung

und Hilfehandeln, von Sammlung und Sendung bewahren. Die Entwicklung einer Sonderwelt für Menschen mit Behinderung war die Folge.

viele Christen und Mitarbeitende der Diakonie ließen sich durch den Nationalsozialismus instrumentalisieren. In der Auseinandersetzung zwischen den „*Deutschen Christen*“ und der „*Bekennenden Kirche*“ ging es um den grundlegenden Konflikt zwischen der nationalsozialistischen „*Quasireligion*“ und dem Bekenntnis zu Jesus Christus. Namhafte Vertreter der „**Dialektischen Theologie**“ wie D. Bonhoeffer und K. Barth wandten sich gegen den Führerkult. Die Barmer Theologische Erklärung bekannte 1934: „*Jesus Christus, wie er uns in der*

Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben diesem einen Worte Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.“

Allerdings protestierten nur wenige kirchliche Persönlichkeiten öffentlich gegen die Ermordung von Kindern und Erwachsenen

mit geistigen Behinderungen. Bischof Th. Wurm und Bischof A. Graf von Galen sind bemerkenswerte Ausnahmen.

Nach dem Zusammenbruch und der Befreiung wurde die Dialektische Theologie vorherrschende Lehre an den deutschen Fakultäten. K. Barth und H. Vogel traten in der Diskussion um das Rätsel des Leidens, das die schwer behinderte Tochter Vogels zu tragen hatte, aus dem akademischen Raum heraus. Vogel vertrat die Hoffnung, seine Tochter werde im Reich Gottes keine Behinderung mehr haben. Für Barth klang

das so, als habe Gott einen Fehler gemacht, den er später korrigieren müsste. Er hielt Vogel entgegen: „Ist es nicht eine viel schönere und kräftigere Hoffnung, dass dort das offenbar wird, was wir jetzt so gar nicht verstehen - nämlich, dass dieses Leben nicht vergeblich war, weil Gott nicht umsonst zu ihm gesprochen hat: Gerade dich habe ich geliebt!?“



4. DIE DRITTEN 50 JAHRE: BEFREIUNG ALS THEOLOGISCHER LEITBEGRIFF UND DIE SELBSTBESTIMMUNG VON MENSCHEN MIT BEHINDERUNGEN

Nach 1945 nahmen die Anstalten wieder ihre Arbeit mit den traditionellen Konzepten auf. Doch schon Ende der 50er Jahre bemühten sich Eltern intensiv, Alternativen zu suchen. Ausgehend von der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung um M.L. King und der lateinamerikanischen Befreiungstheologie wurde der Ruf nach Gerechtigkeit und Teilhabe immer lauter. In Deutschland gewannen diese Bewegungen in der Studentenrevolte 1968 sichtbaren Ausdruck. Fortan standen Selbstermächtigungskam-

pagnen und Bürgerinitiativen im Zentrum gesellschaftlicher Veränderungsprozesse. Der brasilianische Pädagoge P. Freire setzte konsequent auf die „Alphabetisierung“ und Emanzipation benachteiligter Bevölkerungsgruppen. Im Zusammenhang der Erwachsenenbildung nahm der Theologe E. Lange Gedanken D. Bonhoeffers auf und beschrieb die Aufgabe der Kirche als „Sprachschule der Freiheit“. Nur zeitverzögert profitierten Menschen mit Behinderungen von diesen Entwick-

lungen. Zwar wurde schon 1958 die „Lebenshilfe“ gegründet, jedoch dauerte es noch lange, bis Prozesse der Integration und Deinstitutionalisierung in Deutschland verankert wurden. Die Versorgungsmentalität, die durch entsprechende Sondereinrichtungen verstärkt wurde, bekam wohlgemeinte Unterstützung durch die publikumswirksame „Aktion Sorgenkind“, die sich erst spät in „Aktion Mensch“ umbenannte. Wichtige Meilensteine der Entwicklung waren die Einführung der allgemeinen Schulpflicht für Kinder mit beson-

derem Förderbedarf und die Entwicklung ambulanter Wohn- und Betreuungsformen. Leitmotive einer vollen gesellschaftlichen Teilhabe von Menschen mit Behinderungen sind nun **Assistenz** statt Fürsorge, **Selbstbestimmung** statt Mitleid, **Inklusion** statt Ausgliederung. Dementsprechend ist die Zeit der Anstalt vorbei. Dezentrale Wohnformen greifen Raum und schaffen neue Vernetzungsmöglichkeiten mit Kirchengemeinden und dem ganzen Sozialraum. Parallel zu diesen Entwicklungen melden sich zunehmend Theologen und Theolo-

ginnen mit Behinderungen zu Wort. Ausgehend vom Bilderverbot (Ex 20,4) des Alten Testaments fordern sie, vom Mythos körperlicher Perfektion abzurücken und dem „behinderten Gott“ (N.L. Eiesland) zu begegnen. Profiliert hat in Deutschland U. Bach eine „Theologie nach Hadamar“ entwickelt, die das immer noch vorfindliche Apartheitsdenken in Kirche und Gesellschaft, den Riss zwischen Nichtbehinderten und Behinderten, Gesunden und Kranken, Starken und Schwachen überwinden will. Seine biographischen und theologischen

Bausteine setzen mit der Erkenntnis ein: „Gott will, dass dieses (behinderte) Leben mein Leben ist!“ Damit ist der Takt vorgegeben. Krankheit und Behinderung gehören zur guten (!) Schöpfung. Sie sind keine Panne Gottes, sondern Realitäten innerhalb eines „Patientenkollektivs“, dem alle Menschen angehören. Die Art und Weise, wie heute Leistung und Gesundheit vergötzt werden, ist dagegen ein Zeichen gottfeindlicher Versklavung. Nur wenn die dunklen Seiten Gottes zugelassen werden, können Menschen mit Behinderungen ihre Situation

als Gabe und Aufgabe annehmen. Die Theodizee-Frage, die Frage, warum Gott das Leiden zulässt, bleibt unbeantwortet. U. Bach weist darauf hin, dass auch Jesus hilfsbedürftig war. Er lässt sich auf die Rolle des Opfers fixieren - ein Nichts, ein Verlierer. Gleichwohl geht vom Kreuz die befreiende Frohbotschaft aus: Gottes Ja gilt jedem Menschen, mit und ohne Behinderung! Denn ohne die Schwächsten ist weder die Kirche noch die Gesellschaft, in der wir leben, ganz.

Klaus Eberl ist Oberkirchenrat der Evangelischen Kirche im Rheinland und Vizepräsident der EKD-Synode. In der russischen Stadt Pskow hat er das Heilpädagogische Zentrum gegründet. Seit 2008 ist Klaus Eberl Mitglied des Kuratoriums der Evangelischen Stiftung Hephata.

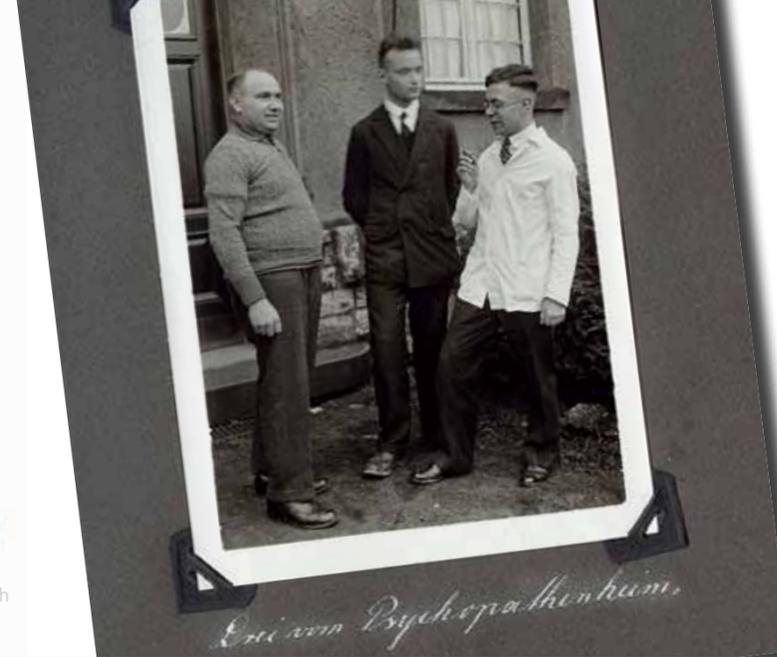
Für Ausgeschlafene und Aufgeweckte ...



Das evangelische Magazin für das Rheinland. **chrismon plus rheinland** jetzt gratis und unverbindlich testen: bestellen Sie Ihr Probeheft über die kostenlose Hotline 0800 2772260.



Text: Dr. Norbert Friedrich
Fotos: Hephata-Archiv



Vom „Blöden“ zum Menschen

Heutige Werbesprache kommt manchmal direkt und drastisch daher, bestimmte Redewendungen finden Eingang in den allgemeinen Sprachgebrauch, auch wenn wir dies manchmal vielleicht wenig nachvollziehbar finden, da er unseren Vorstellungen einer gerechten und partnerschaftlichen Sprache widerspricht. „Ich bin doch nicht blöd“ ist so ein Spruch, der über die Werbung in den Sprachgebrauch fast inflationär wieder eingedrungen ist. Innerhalb der sozialen Arbeit gelten dabei die Begriffe des „Blöden“ oder „Krüppel“ als der heutigen Arbeit unangemessen, es sei denn, sie werden in einer polemischen Zuspitzung gebraucht um Interessen in einer politisch-gesellschaftlichen Öffentlichkeit wirksam durchzusetzen („Krüppelbewegung“).

Als Julius Disselhoff 1857 sein Buch über die „Cretinen, Blödsinnigen und Idioten“¹ veröffentlichte, ein Buch, welches einen wesentlichen Impuls für die Gründung Hephatas im Februar 1859 gab, nahm er zunächst nur ganz bewusst die Wortwahl seiner Zeit auf, damals wollte er freilich damit auf eine reale Notlage hinweisen.

In einem zeitgenössischen Lexikon von 1841 wird „Blödsinn“ ausführlich definiert und beschrieben:

„Der Blödsinn wurzelt fast immer in Fehlern des Gehirns u. Nervensystems überhaupt u. gibt sich auch von Außen durch schlaffe Haltung des Körpers, dummen, stieren Blick, schwerfälligen, schleppenden Gang undeutliches u. erschwertes Sprechen, krankhaftes und gedunsenes Aussehen, durch kindische Beschäftigungen od. völlige Trägheit, grundloses Lachen

Die uns möglicherweise irritierende und sehr detaillierte Aufzählung - es verbinden sich phänomenologische Beobachtungen mit offenkundigen Vorurteilen - kann auch als ein Zeichen für eine gewisse Ratlosigkeit im Umgang mit solchen „blöden“ Menschen gelesen werden. Denn bemerkenswert bei dem Lexikonartikel ist, dass es überhaupt keine Hinweise auf Hilfe und Betreuung für solchen „blödsinnigen“ Menschen gibt. Hier genau setzte der Theologe Disselhoff ein, der mit klaren Begriffen, die auch Sorge und Angst ausdrücken konnten, auf Aufgaben verwies. Die Menschen der damaligen Zeit werden vielleicht noch Luthers kleinen Katechismus im Ohr gehabt haben, dort heißt es im Kommentar zum Glaubensbekenntnis: „*Ich glaube, dass mich Gott geschaffen samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat ...*“³ Unvollkommene Geschöpfe Gottes waren für Luther manchmal so etwas wie bestrafte Kreaturen.

Behinderung als eine von Gott auferlegte menschliche Aufgabe und die Dankbarkeit gegenüber eigenen, erfahrenen Unzulänglichkeiten bestimmte so auch die Überlegungen innerhalb der Inneren Mission.

u. Weinen u. Aufwallen des Gemüths, Gefräßigkeit, Geilheit, od. gänzlich Schlafen der thierischen Triebe, Boshaftigkeit, Menschenscheu, bisweilen auch durch List, Mordlust, Brandstiftungstrieb, große Unreinlichkeit, Stuhlverstopfung, bisweilen unwillkürlichen Abgang des Stuhls od. Urins zu erkennen.“²

Mit Blick auf die Körperbehinderten hat daher der Hamburger Lutheraner Theodor Schäfer schon 1889 gemahnt: „*Kaum dürfte es eine heilsamere Betrachtung für einen solchen geben, der gegen seinen Schöpfer undankbar ist, als ein Blick auf die Klasse der Menschen, die wir jetzt ins Auge fassen und welche in dem Wort „Gebrechliche“ einen zusammenfassenden Namen finden.*“⁴

Und aus christlicher Sicht bestimmt Schäfer die „Gebrechlichen“: Es sind für ihn „*solche, denen es an irgend einer oder gar mehreren Gaben, womit Gott den gesunden, vollsinnigen und seines Verstandes mächtigen ausgestattet, ‚gebricht‘, denen der Schöpfer wohl Leib und Seele gegeben, die er aber mit irgend einem Gebrechen an Augen und Ohren oder an anderen Gliedern, Vernunft oder Sinnen belegt hat.*“⁵

Theodor Schäfer fasst unter der Vokabel „Gebrechliche“ in seiner Definition verschiedene betroffene Menschen zusammen, Gruppen, die zu unterschiedlichen Zeiten in das Blickfeld der diakonischen Arbeit, der breiteren Öffentlichkeit getreten sind, Gruppen, deren Betreuung und Pflege sich dann ausgesprochen unterschiedlich entwickelt hat.

Dabei ist das gesamte Arbeitsfeld der Behindertenhilfe ein recht junges, die ältere Liebestätigkeit hat sich den Armen und Kranken angenommen. Die Vorstellung einer bestrafte Kreatur, einer Strafe Gottes für ein persönliches Fehlverhalten, bestimmte daher auch diese Arbeit, diese Menschen standen so nicht im Mittelpunkt der Betrachtungen und der Arbeit.

Dabei ging der Aufbau der Behinderteneinrichtung im 19. Jahrhundert zunächst langsam voran. Um für die Einrichtungen zu werben und die Öffentlichkeit von der Notwendigkeit zu überzeugen, die Arbeit tatkräftig zu unterstützen, waren die direkten und dem damaligen Sprachgebrauch angepassten Begrifflichkeiten sinnvoll und nützlich. Dies kann man sowohl für den zum Ausbau der Körperbehindertenfürsorge vielfach genutzten Begriff des Krüppels belegen, wie für den „Blöden“ oder „Blödsinnigen“ darstellen.

So popularisierten gerade evangelische Vertreter der Inneren Mission den bis dahin gerade von Orthopäden in der Regel nicht benutzten Begriff des ‚Krüppels‘, der einen negativen, stigmatisierenden Klang besaß. Sie erhofften sich eine größere Aufmerksamkeit für ihr Anliegen, nicht zuletzt, da sie bei ihren Einrichtungen auf private Spenden und Zuwendungen angewiesen waren. Dieses Kalkül ging auf, das enorme Wachstum der ‚Krüppelheime‘ konnte durch die Kostenerstattungen keineswegs finanziert werden, es wurde durch reichlich fließende Spenden und über Kredite realisiert. Indem damit die Behinderten verstärkt in das Bewusstsein der Öffentlichkeit traten, blieb aber auch die Schranke der Diskriminierung, die sich in der Begrifflichkeit manifestierte, bestehen.

So war es ein langer Weg vom „Blöden“ oder „Krüppel“ zum „Geistig- oder Körperbehinderten“ bis hin zum heutigen partizipativen, offenen Sprachgebrauch. Gleiches gilt für die veralteten Begriffe der Idiotie oder der Debität, die aus dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch weit-

gehend verschwunden sind, dagegen in Abwandlungen nunmehr ihren Eingang in die Alltagssprache gefunden haben.

Heute wird dagegen eher von Menschen mit einer „geistigen Behinderung“ oder Menschen mit „Intelligenzminderung“ gesprochen, womit gerade das Menschsein des Menschen in den Mittelpunkt gestellt wird, so wie man geboren oder geworden ist. Gleichzeitig gibt es momentan verschiedene Vorschläge und Richtungen der Bezeichnung (z.B. „anders Begabte“ oder auch „Menschen mit einer besonderen Begabung“). Bemerkenswert ist dabei besonders die seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts bestehende „Krüppelbewegung“, die wieder bewusst an alte Begrifflichkeiten anknüpft.

Insgesamt können wir hier nicht allein einen Streit um Worte und Bezeichnungen ausmachen. Die Sensibilität der Begriffe ist auch Zeichen für ein geändertes gesellschaftliches Miteinander.

Dr. Norbert Friedrich, Historiker und Theologe, leitet die Fließner-Kulturstiftung Kaiserswerth. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Kirchliche Zeitgeschichte, Diakonieggeschichte, Kirchengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts sowie die Geschichte des sozialen Protestantismus.

LITERATUR:

- 1 Julius Disselhoff, *Die gegenwärtige Lage der Cretinen, Blödsinnigen und Idioten in en christlichen Ländern. Ein Noth- und Hülfesruf für die Verlassensten unter den Elenden an die deutsche Nation*, Bonn 1857.
- 2 H.A. Pierer (Hg.), *Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit*, Altenburg 1941, Bd. 4, 477.
- 3 Martin Luther, *Der kleine Katechismus* (1529), in: *Luther Deutsch*, hg. Von Kurt Aland, Bd. 6, Göttingen 1966, 145.
- 4 Theodor Schäfer, *Die weibliche Diakonie in ihrem ganzen Umfang dargestellt*, Bd. 2: *Die Arbeit der weiblichen Diakonie*, Stuttgart 1893, 107. 5 Ebd.





KLEIDER MACHEN LEUTE

„Kleider machen Leute“, so heißt eine Novelle von Gottfried Keller, mit der schon viele Schüलगenerationen beglückt worden sind. Allein der Titel vermag dabei eine fast banale Aussage zu verdeutlichen, Kleidung ist ein wichtiges Kommunikationsmittel, Kleidung unterliegt gesellschaftlichen Vorstellungen und Konvention, die man in der Regel einzuhalten hat, oder auch bewusst übertreten will. In Vergangenheit und Gegenwart begegnen uns verschiedene Kleiderordnungen (Dress-Codes), die, nicht schriftlich, fixiert sind als Ausdruck von Konventionen oder Übereinkünften. Zusätzlich kann man noch zwischen einer Berufskleidung und einer Dienstkleidung unterscheiden. Während für bestimmte Berufe eine erkennbare Kleidung erwartet (und z.T. vorgeschrieben) wird, wie etwa der dunkle Anzug in einigen Büroberufen (Bank), ist eine Dienstkleidung eine einheitliche Bekleidung, die zur Arbeit getragen wird, etwa in der Krankenpflege.

Im kirchlichen Bereich gehören dazu der Talar oder das Priestergewand, aber auch die Tracht der Diakonissen oder Nonnen. Letztere stellt darüber hinaus noch eine Besonderheit dar, da sie nicht primär als Dienstkleidung entwickelt wurde, sondern vielmehr Ausdruck einer Lebensform sein wollte und sollte.

Tracht und Haube waren der sichtbare Ausdruck der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Schwestern. Die Kleidung wurde der verheirateten bürgerlichen Frau nachempfunden. Es war, wie man in der Soziologie auch sagt, ein „boundary marker“, der eine bewusste und gewollte Grenze gegenüber weltlichen Einflüssen zog. Zugleich war es aber auch ein gesellschaftlicher Schutz für die Frauen, die sich „unter der Haube“ als unverheiratete Frauen in allen Situationen - vom Königshaus bis zum Slum - frei bewegen konnten und adäquat arbeiten konnten. Zur Arbeit trugen die Schwestern dann noch weiße oder blaue Schürzen, oder aber, später, eigens für die Krankenpflege entwickelte Trachten. Trotz mancher Veränderungen blieb die Schwesterntracht bis in das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts aktuell. Dabei haben die einzelnen Diakonissenmutterhäuser vielfach eigene Trachten besessen, in der Öffentlichkeit waren Diakonissen (wie auch Nonnen), jedoch immer als solche erkennbar. **Die Tracht war und ist ein Markenzeichen für den Dienst am Nächsten.** Damit sind Tracht oder Kleidung auch Ausdruck einer Corporate Identity.

Die Diakone oder Brüder haben eine solche einheitliche Dienst- oder Lebenskleidung nicht gehabt. Vielmehr haben verschiedene Brüderhäuser durchaus eigenständige

Versuche gemacht, eine praktische und innerhalb der Gemeinschaft erkennbare Dienstkleidung, denn nur die sollte es primär sein, zu entwickeln.

Am bekanntesten und sinnfälligsten ist sicherlich die blaue Schürze der Nazareth-Diakone. 1902 erschien im Bethel-Verlag ein kleines Büchlein „Als wir die blaue Schürze trugen“, in dem spätere Diakone und Pfarrer an ihre „Kandidatenzeit“ in der Brüderanstalt unter Friedrich von Bodelschwingh erinnerten. Hier spricht einer der Kandidaten von der einfachen Kleidung und der aus einem schweren Stoff angefertigten Schürze, als ein „Ehrenkleid“. Sie war nicht nur praktisch bei der Arbeit, sie vermochte auch soziale Unterschiede überbrücken, **man trug sie mit stolz.**

Eine eher unruhliche Karriere hat die blaue Diakonenschürze dann nach 1933 gemacht, der Deutsche Christ und zeitweilige Direktor des Centralausschusses für Innere Mission, Pfarrer Horst Schirmacher erklärte im September 1933 auf dem Diakonentag: „Der alte Bodelschwingh hat für die Diakonie die Ausbildung mit der blauen Schürze verlangt. Aber zu der blauen Schürze gehört das braune Hemd.“ Zu der zunächst engen Verbindung zum Nationalsozialismus trat zwar später eine weit verbreitete Antipathie, die Schuld der Nähe bleibt jedoch.



Text: Dr. Norbert Friedrich
Fotos: Hephata-Archiv, photodisc, fotolia

Mit dem gesellschaftlichen Wandel der Nachkriegszeit kam es dann auch zu starken Veränderungen in der Arbeitsbekleidung, so wie seit den 70er oder 80er Jahren manche Diakonissen auf die Tracht verzichteten, hatte auch eine Dienstkleidung für Diakone oder Diakonenschüler ausgedient. Eine bequeme und legere Kleidung, gerade in den sozialen Arbeitsbereichen, hat sich dagegen durchgesetzt. Heute denken nicht nur Krankenhäuser, die sich um eine einheitliche Corporate Identity sorgen, wieder über eine partielle Einführung einer Dienstkleidung nach. Auch Schwesternschaften vermissen manchmal die Kleidung - als eine einheitliche, die Gemeinschaft mit prägende und gestaltende Form - und hätten diese gerne zurück.

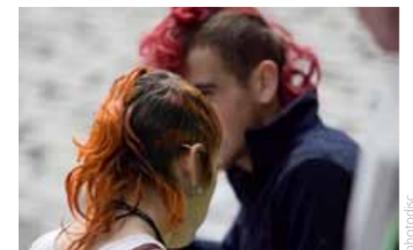
Und die Kleidung der Menschen mit Behinderung?

Im Alltag in einer Wohnung sind sie heute durch ihre Kleidung nicht zu unterscheiden: die Mitarbeitenden in legerer Freizeitkleidung wie Pullover und Jeans und die Menschen mit Behinderung ebenfalls in Pullover und Jeans. Diese äußere Gleichheit als gutes Stück Normalität ist erst in den letzten 20 Jahren gewachsen. Vorher war der Anspruch an die Kleidung von „Heimbewohnern“, dass sie leicht zu

pflegen sein sollte, praktisch und preiswert. Zur Alltagskleidung vom Menschen mit geistiger Behinderung gehörte in den 50er und 60er Jahren zumeist die Trainingshose. In allen großen Einrichtungen gab es Kleiderkammern, aus denen die Bewohnerinnen und Bewohner eingekleidet wurden, bestückt durch Einkäufe en gros.

Nach 1980 mit dem Raumgreifen des sogenannten „Normalisierungsprinzips“ begann man, mit „Heimbewohnern“ in Läden einzu kaufen und diese ihre Kleider selbst mit auswählen zu lassen. Dass Menschen mit geistiger Behinderung ihre Kleidung in Läden in der Stadt einkaufen, ist heute so selbstverständlich, als wäre es nie anders gewesen. Dabei wählen sie sorgfältig aus, denn Kleider machen eben Leute.

Dr. Norbert Friedrich



Seit 1866 Arbeit für Menschen mit Behinderung



Betriebsstätte Erfstraße

Mit der gesetzlichen Regelung zur Schaffung von Arbeitsplätzen für Menschen mit Behinderung 1975 in damals sogenannten „anerkannten Werkstätten für Behinderte“ (WfB) wurde von Seiten des Staates gefördert und legitimiert, was Hephata seit 1866 praktiziert: **Menschen mit Behinderung Sinnerfüllung und Anerkennung auch zu geben durch Arbeit und Beschäftigung.**



Produktionsbereich Mechanische Fertigung

1866 stand die Stiftung vor der Aufgabe, Arbeit und Beschäftigung für heranwachsende Jugendliche und neu aufgenommene erwachsene Menschen zu finden. So beschloss man 1866 neben der schon bestehenden Arbeit in der Landwirtschaft und in den Gärten ein „Arbeitshaus“ zu bauen, das 1870 unter der Bezeichnung „Asyl“ eröffnet wurde. Dort wurden „Holzwaren“ wie Fußbänkchen, Stiefelzieher, Schiebkarren und zeitweilig auch Holzgewehre für Exerzierübungen hergestellt. „Flechtwaren“ also Bürsten, Stuhlsitze oder Körbe bildeten einen weiteren Produktbereich.

Zur Bedeutung der Arbeit schreibt Karl Barthold 1874:

„(...)Die Arbeit ist für die Blödsinnigen:
a) ein wesentliches Erziehungsmittel, insbesondere zur Verhütung und Bekämpfung auffälliger und schlimmer Angewohnungen;
b) ein Bildungsmittel, besonders geeignet, 1. den schwachen Verstand anzuregen, 2. das schwache Selbstbewusstsein zu steigern, 3. Unbeholfenheit und Ungeschicklichkeit zu überwinden, 4. den Tätigkeitstrieb in die richtigen Bahnen zu lenken, 5. die Willenskraft zu stärken.(...)“

Verkehrt würde es sein, wenn man (...) die Beschäftigung der Zöglinge mit ökonomischen oder handwerksmäßigen Arbeiten als eine Ausnutzung derselben zu materiellem Gewinne auffassen wollte. Dass bei aller redlichen Arbeit auch ein äußerer Segen ist, hebt das Gesagte nicht auf.(...)“

Während Hephata den Menschen mit Behinderung bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges Arbeitsplätze hauptsächlich im Handwerk und in der Landwirtschaft – die durch die Hinzunahme des Benninghofs 1937 an Bedeutung gewann – angeboten hat, gab es etwa ab 1960 auch Arbeitsplätze in der industriellen Fertigung. Zunächst wurden auf Dachböden oder in Kellern der großen Heimbauten Arbeitstische und –plätze eingerichtet, an denen Teilfertigungen für die lokal ansässige Industrie – wie einfache Montage-, Verpackungs- oder Sortierarbeiten – ausgeführt wurden. Die mit Industriearbeiten beschäftigten Menschen mit Behinderung wurden aber nicht für ihre Arbeit bezahlt und waren nicht – wie bei anderen Arbeitnehmern üblich – durch ihre Arbeit kranken- oder rentenversichert. Vielmehr wurden sie durch die sogenannte „Bananenwährung“, d.h. durch Tabak- oder Süßwaren, entlohnt. Erst mit der schon erwähnten Einführung der Werkstätten für Menschen mit Behinderung 1975 wurde eine finanzielle Entlohnung und die gesetzliche Kranken- und Rentenversicherung für diese Personengruppe festgeschrieben.

Die Stiftung Hephata baute auf ihrem Gelände in Mönchengladbach ihr erstes Werkstattgebäude, die heutige **Betriebsstätte am Karl-Barthold-Weg**. Am 1.10.1975 nahmen darin 270 Menschen mit Behinderung ihre Arbeit auf.

Parallel dazu wurden auf dem Benninghof 90 Werkstattplätze in einem ehemaligen Gebäude der Landwirtschaft geschaffen. Da Hephata in Mönchengladbach bis heute der einzige Anbieter von Werkstattplätzen ist und dort auch Menschen mit Behinderung Arbeit finden, die eigenständig oder bei anderen Trägern der Behindertenhilfe wohnen, stieg der Bedarf an Plätzen ständig.

1983 entstand in Mönchengladbach die **Betriebsstätte Tippweg** mit 160 weiteren Arbeitsplätzen. Am 1.1.1984 kamen 30 Arbeitsplätze in der **Hephata-Gärtnerei**, Mönchengladbach, dazu; 1986 wurden die **Gärtnerei Benninghof** (35 Plätze) in Mettmann und die **Landwirtschaft** dort (30 Plätze) anerkannte Arbeitsplätze im Rahmen der Werkstätten. Schließlich konnte am 1.6.1989 auch in **Mettmann ein neues Werkstattgebäude**, in dem 200 Menschen Beschäftigung finden, in Betrieb genommen werden. Es folgten die Neubauten der **Betriebsstätten Erfstraße** 1995 und **Freiligrathstraße** 2000 in Mönchengladbach. Am 1.6.2001 konnte am Dahler Kirchweg ein erstes **Hephata Gartencenter** eröffnet werden. Schließlich wurde 2005 die **Betriebsstätte Spielkaulenweg** in Mönchengladbach mit 150 neuen Arbeitsplätzen gebaut und in 2007 ein weiteres **Gartencenter an der Künkelstraße** in Mönchengladbach eröffnet. **So bot die Hephata Werkstätten gGmbH Ende 2008 insgesamt mehr als 1.800 Menschen Arbeit.**

INNOVATIV bezogen auf ihre Reha-Dienstleistung waren die Hephata Werkstätten im Juni 2003, als erstmals eine Gruppe von sieben Menschen mit Behinderung mit ihrem Gruppenleiter in die Firma RWE-Umwelt (heute EGN) ausgegliedert wurde, und dort im Bereich Recycling tätig war. Diese **betriebsintegrierte Arbeitsgruppe** zeigte, dass es sehr wohl möglich ist, Menschen mit Behinderungen in Unternehmen der Wirtschaft mitarbeiten zu lassen und ihnen so echte Teilhabe am Arbeitsleben zu ermöglichen. Im Januar 2006 wurden betriebsintegrierte Arbeitsgruppen auch von den Aufsichtsbehörden des Landes NRW anerkannt. Zum Jahresende 2008 hatten die Hephata Werkstätten **59 Personen in Betrieben beschäftigt.**

NEUE WEGE in Sachen Arbeit ging Hephata auch 1997 mit der Gründung der „**gemeinnützigen Beschäftigungs- und Qualifizierungsgesellschaft Hephata mbH**“ (kurz: **BQG**). Diese erste aus der Stiftung Hephata ausgegründete Gesellschaft – die auf der 1983 ins Leben gerufenen Sachspendenverwertung fußte – hat bis heute das Ziel, Menschen mit anerkannter Schwerbehinderung und Menschen mit sogenannten Vermittlungshemmnissen zu beschäftigen und ihre Arbeitsfähigkeit zu erhalten, zu fördern oder wiederherzustellen. Durch die Bereitstellung von sozialversicherungspflichtigen, unbefristeten und befristeten Arbeitsplätzen soll den genannten Personen eine eigenständige Lebensführung ermöglicht werden.

Als Arbeitsfeld boten sich zunächst die Läden der Sachspendenverwertung – die **Hep-Shops** – an, die 1998 durch den Shop an der Odenkirchener Straße in Mönchengladbach erweitert wurden. Ebenfalls 1998 wurde der **Fahrdienst** gegründet. Um die Dienstleistungspalette und damit auch die Anzahl der Beschäftigungsplätze zu erweitern, übernahm die BQG 2001 das **Hep-Cafe** auf dem Stiftungsgelände in Mönchengladbach und gründete 2002 **Handwerksbetriebe** und 2008 eine **Gebäudereinigung**.

Seit 2003 wird die **BQG, die Ende 2008 mehr als 100 Personen Arbeit bot**, als anerkanntes Integrationsunternehmen durch den Landschaftsverband Rheinland gefördert.

Dieter Kalesse



Produktionsbereich Kabelkonfektionierung



Betriebsstätte Spielkaulenweg



Menschen mit geistiger Behinderung zwischen Ablehnung und Teilhabe

Text: Prof. Dr. Barbara Fornefeld

ASPEKTE EINES ENTWICKLUNG AUS DER PERSPEKTIVE DER HEIL- UND GEISTIGBEHINDERTENPÄDAGOGIK

„Aus der richtigen Erkenntnis des Grundes und des Wesens des Blödsinns wird sich nun leicht und klar der Weg finden lassen, auf dem das blödsinnige Kind möglicherweise noch zu einer größeren Freiheit des Erkennens, des Wollens und Thuns geführt werden kann. Es muß übereinstimmen mit dem Weg, auf welchem das gesunde Kind zum Bewusstsein und zur Herrschaft über seinen Leib kommt“ (Carl Christian Georg Barthold 1868).

150 Jahre Evangelische Stiftung Hephata - das bedeutet auch 150 Jahre Zuwendung zu Menschen mit geistiger Behinderung und praktisch pädagogische Arbeit mit ihnen. Das pädagogische Bemühen in den vergangenen 150 Jahren war geprägt von der Einstellung gegenüber Menschen mit geistiger Behinderung, die sich je nach Zeitgeist mal mehr oder weniger zwischen Verachtung und Annahme bewegte. Die einzelnen Geschichtsepochen unterscheiden sich darin, welche von beiden Tendenzen im alltäglichen Umgang mit behinderten Menschen bestimmend war.



„Die Geschichte dieser Menschen war über Jahrhunderte hinweg die Geschichte ihrer Verfolgung und Missachtung“ (Speck 1997, 13). „In der öffentlichen Meinung galten Menschen mit geistiger Behinderung bis weit in das 20. Jahrhundert hinein als „vom Strom des Lebens abgeschlossen“, als „nicht dispositions- und zurechnungsfähig“ und daher jeder persönlichen Verantwortlichkeit enthoben (Schumann 1940, 335).

Ab dem 18. und 19. Jahrhundert bis heute ist eine deutliche Entwicklung zugunsten der Annahme und Unterstützung zu verzeichnen. Eine wichtige Rolle spielte hierbei die Heilpädagogik, wie sie von den ersten pädagogischen Anstaltsleitern in Abgrenzung von der Allgemeinen Pädagogik Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelt wurde.



Die pädagogische Bewegung, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzte, hatte ihren Ursprung im Humanismus und in der Aufklärung des 16. und 17. Jahrhunderts. Philosophen wie Erasmus von Rotterdam (1483-1536), Johann Amos Comenius (1592-1670) oder John Locke (1632-1704) haben sich, wenn auch mit unterschiedlichen Intentionen, für die Anerkennung der Rechte des einzelnen Menschen und für eine **gesellschaftliche**

Erneuerung durch Erziehung und Bildung stark gemacht. Sie vertraten die Auffassung, dass der Mensch **erst durch Erziehung zum Menschen werde**. Edouard Séguin, der als Gründer der ersten Geistigbehindertenschule gelten kann, war Arzt in Paris, der kulturellen und politischen Metropole des 19. Jahrhunderts. Er fühlte sich den Gedanken der Aufklärung und den ausgestoßen Kindern verpflichtet.

Séguin gründete 1840 eine Privatschule für diese „isolierten Kinder“, zu denen auch geistig behinderte Kinder gehörten. Später ging er in die USA, wo er 1851 in New York eine ‚Versuchsschule zur Erziehung „idiotischer“ Kinder‘ eröffnete. Die Arbeit von Séguin ist für die Entwicklung der Geistigbehindertenpädagogik insofern von Bedeutung, weil er seine praktischen Erfahrungen bei der Erziehung sogenannter ‚idiotischer‘ Kinder systematisierte und in seiner „physiologischen Erziehung“ theoretisch zusammenfasste. Originalzitat: »Für unsere Zöglinge mögen die Wissenschaft, die Literatur, die Kunst, die Erziehung, die Medizin, die Naturwissenschaft, eine jede etwas tun, aber Liebe allein kann sie wirklich sozialisieren; die allein, welche sie lieben, sind ihre wahren Befreier.« (Séguin nach Hänsel 1974)



Ein wichtiger Markstein in der Geschichte der Heilpädagogik stellt das Werk „Die Heilpädagogik“ 1861 von **Georgens und Deinhardt** dar. Sie führen den Begriff „Heilpädagogik“ in die Wissenschaft ein. Das Werk begründet ein umfassendes pädagogisches Modell, welches nicht nur erzieherische, sondern auch soziologische, psychologische, medizinische und unterrichtspraktische Überlegungen und Grundlagen umfasst. Die ‚Physiologische Erziehung‘ von Séguin spielt in der ‚Heilpädagogik‘ von Georgens und Deinhardt eine wichtige Rolle.

Georgens widmete sich nicht ausschließlich der Behindertenpädagogik, sondern zunächst der Vorschulerziehung und des Volksschulunterrichts. Er erklärte das Recht auf Erziehung für alle Kinder, und zwar ohne Ausnahmen. Den Behinderten sollte durch Unterricht die gleiche allseitige Menschenbildung zuteil werden, wie den Gesunden. Erziehungsziele sind für ihn dieselben, nur die Unterrichtsmethoden unterscheiden sich. Forderte man im Volksunterricht die Berücksichtigung der Individualität der Kinder, so sollte man dieses bei behinderten Kindern - Georgens und Deinhardt definierten die Behinderung als einen Teil ihrer Individualität - ganz besonders tun. Heilpädagogik schließt also in diesem Sinne Pädagogik ein, erfordert darüber hinaus sogar noch zusätzliche Maßnahmen,

z.B. medizinische, um die Behinderung zu beseitigen oder zu kompensieren. Diese Sicht ist für die damalige Zeit revolutionär, denn einen wirklichen Unterricht Behinderter (bei Taubstummen und Blinden war er schon weitgehend anerkannt, allerdings auch noch nicht derart allumfassend gefordert bzw. ausgestaltet worden), hielt man für unmöglich und auch unzweckmäßig. Insofern war eine auf Wohltätigkeit gestützte Betreuung das Äußerste wozu Öffentlichkeit und Obrigkeit bereit waren. Die frühen Heilpädagogen, unter ihnen auch **Carl Christian Georg Barthold**, griffen diese Reform-Gedanken auf, um zu einer humanen Anerkennung schwachsinniger Menschen beizutragen und sie von ihrem Elend als Almosenempfänger zu befreien und sie zu einem akzeptierten Mitglied der christlichen Gemeinschaft zu machen. Zudem sollten sie durch Erziehung zur Verrichtung nützlicher Tätigkeiten befähigt werden.

Von Hephata, als erste Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung in Preußen, und vor allem von ihrem ersten Leiter, Carl Christian Georg Barthold (1829- 1904) gingen für die Schwachsinnigenpädagogik des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts wichtige Impulse aus. Sie leisteten einen entscheidenden Beitrag zur Entwicklung einer pädagogischen Konzeption für Menschen mit geistiger Behinderung. Barthold gehört nicht nur zu den Initiatoren der *Konferenz für Idioten-Heil-Pflege*, sondern hatte als herausragender Methodiker auch ein vielgelesenes Lehrbuch geschrieben: **„Der erste vorbereitende Unterricht für Schwach- und Blödsinnige, nebst einer Einleitung >Über Grund und Wesen des Blödsinns (Idiotismus)<“**, das 1868 in der Königlichen Universitäts- und Verlagsbuchhandlung in Breslau erschien. Es erreichte schnell Verbreitung und diente in anderen Anstalten als Lehrbuch. Bis 1895 erreichte es vier Auflagen.

Heute gilt Carl Christian Georg Barthold unter den frühen deutschen Geistigbehindertenpädagogen neben Kern und Landenberger als der bedeutendste Methodiker. Die Erziehung und Fürsorge in den Anstalten führte zu einer gravierenden Verbesserung der Lebensbedingungen von Menschen mit geistiger

Behinderung. Diese positive Entwicklung fand ihr vorübergehendes Ende durch den Ende des 19. Jahrhunderts in Europa sich ausbreitenden Sozialdarwinismus, der schließlich zwischen 1933 und 1945 zu den menschenvernichtenden Praktiken der Nationalsozialisten führte.

Schaut man auf die Entwicklung der Versorgung von Menschen mit geistiger Behinderung seit Ende des Zweiten Weltkrieges, so stellt man fest, dass sie zu keiner Zeit so viele Möglichkeiten der Selbstbestimmung und der gesellschaftlichen Teilhabe hatten wie heute (vgl. Fornefeld 2008, 14-30). Eltern können zwischen verschiedenen Lernorten (Privat-, Heim-, Förder- oder integrative Schule) und Schulkonzepten wählen. Erwachsene mit geistiger Behinderung werden nicht mehr lebenslang als Kinder betrachtet, sondern in ihren Ansprüchen als Erwachsene ernst genommen. Sie können beispielsweise ein ‚Persönliches Budget‘ erhalten und bestimmen mit, wie, wo und mit wem sie leben wollen, oder haben Mitspracherecht in Wohnheim- oder Werkstattbeiräten. Sie engagieren sich in Theater- oder Musikgruppen und vertreten ihre eigene Kultur, zum Beispiel als Autoren der Zeitschrift „Zukunftsleben“. Erwachsene mit geistiger Behinderung zeigen sich interessiert an Kommunalpolitik und beteiligen sich an Wahlen. Sie fordern heute ihr Recht ein, als Mann oder Frau wahr- und ernst genommen zu werden. Sie leben in Partnerschaft, heiraten oder sind Eltern. Menschen mit geistiger Behinderung werden nicht länger als Hilfeempfänger, sondern als Nutzer und Kunden sozialer Dienstleistungen verstanden. Und dies ist möglich, weil sich in den vergangenen 20 Jahren ein umfassender Paradigmenwechsel in der Behindertenhilfe vollzogen hat. Diese Neuorientierung war geprägt von den Leitgedanken ‚Normalisierung‘, ‚Integration‘, ‚Selbstbestimmung‘, ‚Empowerment‘ und ‚Inklusion‘.

Weiterführende Erläuterungen:

Normalisierung: 1959 von dem Dänen Bank-Mikkelsen entwickelter Leitgedanke zur Angleichung der Lebensmuster und Alltagsbedingungen von Menschen mit geistiger Behinderung an die üblichen Bedingungen der Gesellschaft, in der sie leben (normaler Tagesrhythmus, normaler Wochen- und

Jahresablauf, normale Erfahrungen eines Lebenszyklus, normaler Respekt, in einer zweigeschlechtlichen Welt leben, normaler Lebensstandard, normale Umweltbedingungen. Das Normalisierungsprinzip wurde durch die wissenschaftliche und konzeptionelle Weiterentwicklung des Schweden Bengt Nirje und des Amerikaners Wolf Wolfensberger in den 1960er und 1970er Jahren zu einer handlungsleitenden methodischen Orientierung. In Deutschland hat vor allem Walter Thimm das Prinzip eingeführt und weiterentwickelt.

Integration: Die Leitidee der Integration geht zum Teil aus dem Normalisierungsprinzip (Humanisierung der Lebensbedingungen) hervor und will die Eingliederung besonderer Personengruppen in die Gesellschaft erreichen. Integration versteht sich sowohl als Wertbegriff (Bejahung des Lebenswertes behinderter Menschen, Bejahung des menschlichen Grundbedürfnisses nach Teilhabe am sozialen Leben und Aufhebung künstlicher Trennung) wie auch als Handlungsbegriff (räumliche, funktionelle, soziale, personale, gesellschaftliche und organisatorische Integration).

Selbstbestimmung: Das Prinzip der Selbstbestimmung geht auf die Independent-Living-Bewegung von Menschen mit Körperbehinderung in den USA zurück, die in den 1960er Jahren gegen die entmündigenden Lebensbedingungen in den Großanstalten protestierten und mehr Selbstbestimmungsmöglichkeiten forderten. Die internationale Diskussion um mehr Selbstbestimmung griff die Bundesvereinigung Lebenshilfe 1994 mit dem Duisburger-Kongress „Ich weiß doch selbst, was ich will“ auf. Seitdem ist die Realisation von Selbstbestimmung Thema in weiten Bereichen der Rehabilitation und Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung.

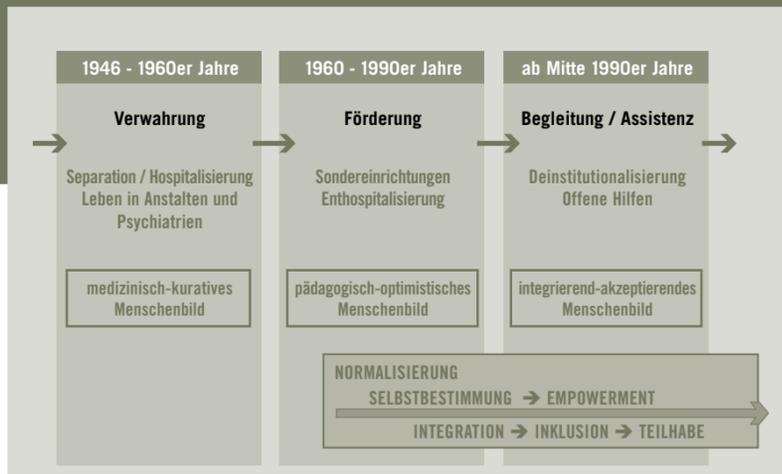
Empowerment: „Der Begriff ‚Empowerment‘ bedeutet Selbstbefähigung und Selbstbemächtigung, Stärkung von Eigenmacht, Autonomie und Selbstverfügung. Empowerment beschreibt Mut machende Prozesse der Selbstbemächtigung, in denen Menschen in Situationen des Mangels, der Benachteiligung oder der gesellschaftlichen Ausgrenzung beginnen, ihre Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen, in denen sie sich ihrer Fähigkeiten bewusst werden, eigene Kräfte

entwickeln und ihre individuellen und kollektiven Ressourcen zu einer selbstbestimmten Lebensführung nutzen lernen“ (Herriger 2002, 18).

Inklusion: Das Konzept der Inklusion ist eine Weiterführung der Leitgedanken Normalisierung, Integration und Empowerment. In seiner konsequenten Umsetzung soll es die Integration ablösen. Das Konzept wird meist systemtheoretisch begründet und geht von der Vorstellung der Verbesserung der Gesellschaft hin zur Überwindung von Exklusion und Aussonderung aus. Sander hat hierzu ein fünfstufiges Modell entwickelt, das von Exklusion ausgeht und über Segregation, Integration auf Vielfalt als Normalfall zielt.

Teilhabe: „Hilfe ist auf soziale Teilhabe ausgerichtet. Wenn der Andere nicht Erfüllungsobjekt der persönlichen und beruflichen Rollen und Normen des Helfenden sein soll, und wenn der Beteiligte sich als Werte verwirklichendes Subjekt dem Anderen mitteilen will, so muss diese Beziehung auf Teilhabe oder Partizipation abzielen. Es geht um etwas Gemeinsames, um die zwar geteilte, aber verbindende Sorge um ein sinnvolles, gutes Leben und Zusammenleben“ (Speck 2008, 180).

Mit Greving und Ondracek lässt sich die Bedeutung und Entwicklung der Leitgedanken für die Heilpädagogik auf den Punkt bringen: „Die Modelle des Normalisierungsprinzips, der Integration, des Empowerment und der Inklusion stellen aktuelle Handlungsansätze für die Heilpädagogik dar. Alle diese Konzeptionsversuche wenden sich gegen die lange Zeit bestehende Leitidee der Verwahrung und Desintegration der Menschen mit Behinderung... Sie bauen historisch und inhaltlich aufeinander auf, wobei sie in ihren Konkretisierungen zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen. Die Rolle der handlungsleitenden Theorie, der Gesellschaft, der heilpädagogisch Handelnden und der Menschen mit Behinderungen wird in ihnen z. B. recht unterschiedlich und zum Teil recht widersprüchlich dargestellt und diskutiert. Der Abschluss des (Ver-) Wandlungsprozesses dieser Modelle ist nicht absehbar und wird in den nächsten Jahren sicherlich zu weiteren Diskussionen, Visionen und Modellen führen“ (2005, 178). Die genannten Leitgedanken markieren einen umfangreichen Reformprozess, der sich seit Ende des Zweiten Weltkrieges in der Versorgung, Rehabilitation und Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung vollzogen hat. Die Zielrichtung dieses Prozesses ist nicht selbstverständlich aus der bisherigen Entwicklung abzuleiten. Sie bleibt offen und ist wie alle Lebenszusammenhänge an Konjunkturen und Krisen gebunden.



Fragt man nach dem heutigen Stand, lassen sich vier Motive ausmachen, die die aktuellen Entwicklungen innerhalb der Geistigbehindertenpädagogik, der Rehabilitation sowie der Behinderten- und Sozialpolitik bestimmen:

- Teilhabe verwirklichen
- Gleichstellung durchsetzen
- Selbstbestimmung ermöglichen
- Lebensqualität sichern.

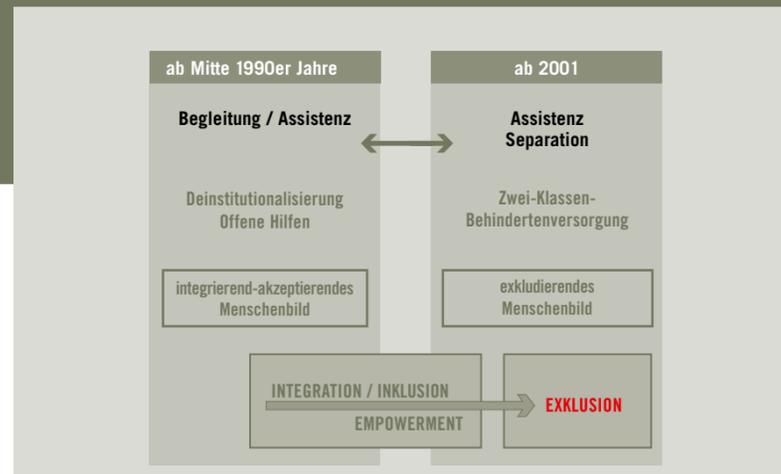
Sie finden ihre Umsetzung in:

1. dem im Jahre 2001 in Kraft getretenen Sozialgesetzbuch IX - Rehabilitation und Teilhabe (SGB IX),
2. in der Fortentwicklung des Bundessozialhilfegesetzes durch die Schaffung des SGB XII im Jahre 2003 sowie
3. der neuen Sichtweise von Behinderung, die mit der 2001 von der Weltgesundheitsorganisation WHO verabschiedeten „Internationalen Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit“ (International Classification of Functioning, Disability and Health, ICF) eingeführt wurde.

Diese Neuerungen finden ihren Niederschlag in der Gestaltung von gemeindeintegrierten Wohnräumen und industrienahen Arbeitsangeboten, aber auch bei der Diagnose individueller Hilfe- und Unterstützungsbedarfe. Menschen mit Behinderung sollen heute möglichst selbstbestimmt leben und am gesellschaftlichen Leben teilhaben können. Für viele Menschen mit geistiger Behinderung ist dies inzwischen Wirklichkeit geworden.

Die für diese erfreuliche Entwicklung notwendigen finanziellen Aufwendungen werden überwiegend aus Steuermitteln erbracht. Das hat im Laufe der Jahre kritische Fragen nach der Wirtschaftlichkeit sozialer Leistungen hervorgerufen. Die Leistungsträger suchten die Antwort in der Entwicklung von Systemen der Qualitätssicherung, die sie in der modernen, auf Gewinnmaximierung angelegten Wirtschaft reichlich vorfanden. Der damit verbundene personelle und sach-

liche Aufwand wurde mit dem Ziel einer Kosteneinsparung durch Begrenzung der Leistungsinhalte refinanziert. Der behinderte Mensch mit seinen humanen Ansprüchen fand sich an der zweiten Stelle wieder. Institutionen planen und führen ihre pädagogisch-rehabilitativen Angebote nach wirtschaftlichen Vorgaben durch. Die Verantwortungsträger sehen sich heute vor der Situation, dass in ihren Institutionen die Zahl der Menschen wächst, die in ihre wirtschaftlichen Erwägungen nicht hineinpassen. Tragische Konsequenz der erfolgreichen Integrationsbemühungen ist eine innere Aussonderung durch das System. Es ist eine Tatsache, dass viele Menschen mit geistiger Behinderung in das entwickelte System nicht hinein passen. Die Integrationsfähigen, die Menschen mit leichter geistiger Behinderung erfahren die Vorzüge der modernen Unterstützungssysteme, z. B. ambulant-betreutes Wohnen, Partnerschaft, Arbeit oder gesellschaftliche Partizipation. Die Anderen, die Schwächeren oder die Schwierigen werden ausgeschlossen, was zu einer Zwei-Klassen-Behindertenversorgung führt. Was aber geschieht mit den anderen, der ‚Rest-Gruppe‘, zu der Menschen mit mehrfachen oder schweren Schädigungen gehören, ebenso Menschen mit geistiger Behinderung und schwierigem Verhalten, Menschen mit geistiger Behinderung und psychischen Störungen, nicht sprechenden Menschen mit geistiger Behinderung oder all die anderen, die mehr Unterstützung benötigen? Sie bilden heute eine besondere Herausforderung für ein Sorgesystem, das Deinstitutionalisierung fordert, auf natürliche Hilfeangebote der Gemeinde setzt, die Autonomie und Eigenverantwortlichkeit der Individuen überfordert und behindertenpädagogische Professionalität nicht mehr wertschätzt. Wenn angesichts dieser Entwicklung Menschen, für die Institutionen und Versorgungssysteme einst entstanden sind, heute zu Störfaktoren werden, stellt sich die Frage, wo sie einen Platz in der Gesellschaft finden. Was geschieht mit diesen Menschen und wer fühlt sich für sie verantwortlich? (Fornefeld 2008, 9f.)



In den vergangenen 150 Jahren ist viel für Menschen mit geistiger Behinderung erreicht worden; eine Entwicklung, auf die man mit Recht stolz sein darf. Doch das darf uns nicht veranlassen, uns auf dem Erreichten auszuruhen, denn jede Zeit hat ihre ganz eigenen Herausforderungen.

Die heutige Aufgabe der Heilpädagogik und der Verantwortlichen im Versorgungssystem besteht darin, die humanen Ansprüche aller Menschen mit Behinderung gegen ökonomische Erwartungen einer neoliberalen Gesellschaft durchzusetzen. Und hierbei können christlich geprägte Institutionen wie Hephata wieder wie einst eine Vorreiterrolle spielen.

Prof. Dr. Barbara Fornefeld lehrt seit 1996 Geistigbehindertenpädagogik unter besonderer Berücksichtigung der Menschen mit schweren Behinderungen an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln.

Verwendete Literatur:

Barthold, F. (1868): Der Idiotismus und seine Bekämpfung. Ein Beitrag zur praktischen Lösung der Idiotenfrage. Stettin nach Lindmeier, B. (Lindmeier, Ch. (Hrsg.) (2002): Geistigbehindertenpädagogik, Bd. 3 der ‚Studientexte zur Geschichte der Geistigbehindertenpädagogik‘. Weinheim, Basel, 60-71

Fornefeld, B. (Hg.): Menschen mit Komplexer Behinderung. Selbstverständnis und Aufgabe der Behindertenpädagogik. Reinhardt München 2008

Greving, H. / Ondracek, P.: Handbuch der Heilpädagogik. Bildungsverlag EINS, Troisdorf, 2005

Hänzel, D.: Die „physiologische Erziehung“ der Schwachsinnigen. Edouard Séguin 1812-1880. Freiburg im Breisgau: Hans Ferdinand Schulz Verlag, 1974

Schumann, P. (1940): Geschichte des Taubstummwesens vom deutschen Standpunkt aus dargestellt. Frankfurt/M.

Séguin, E. O. (geb. 20. Januar 1812 Département Nièvre/Frankreich - gest. 28. Oktober 1880 New York City/USA). Buch: „Die moralische Behandlung, Hygiene und Erziehung von Idioten und anderen zurückgebliebenen Kindern“

Speck, O.: System Heilpädagogik. Eine ökologische Grundlage. 6. Aufl., 2008

Impressum

HephataMagazin

Einblicke - Ansichten - Ausblicke
8. Jahrgang

Herausgeber:

Evangelische Stiftung Hephata
Hephataallee 4
41065 Mönchengladbach
Direktor Pfarrer Christian Dopheide
Telefon: 0 21 61 / 246 - 0
Telefax: 0 21 61 / 246 - 212
E-Mail: post@hephata-mg.de
Internet: www.hephata-mg.de

Beirat:

Holger Christophel, Mönchengladbach;
Oberkirchenrat Klaus Eberl, Wassenberg;
Prof. Dr. Barbara Fornefeld, Köln;
Prof. Dr. Johannes Roskothen, Düsseldorf;
Kathrin Schulze Othmerding, Mettmann

Redaktion:

Dieter Kalesse
Telefon: 0 21 61 / 246 - 199
E-Mail: dieter.kalesse@hephata-mg.de

Konzept / Grafik Design:

Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign,
41466 Neuss, Tel.: 0 21 31 - 74 54 88

Layout:

Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign

Druck:

Hermes Druck und Verlag GmbH, 40221 Düsseldorf

Spendenkonto:

1112
KD-Bank, Dortmund
BLZ 350 601 90

Alle Freunde und Förderer der Evangelischen Stiftung Hephata erhalten das HephataMagazin kostenlos.

Copyright©

Evangelische Stiftung Hephata, Udo Leist - Kommunikationsdesign

Alle Rechte vorbehalten, fotomechanische oder elektronische Wiedergabe auch einzelner Teile, sowie Nachdruck nur mit Quellenangabe und Genehmigung des Herausgebers.

Die Evangelische Stiftung Hephata ist Mitglied in:





Wenn Empfänger verzogen, bitte mit neuer Anschrift zurück an Absender:
Evangelische Stiftung Hephata
Hephataallee 4 - 41065 Mönchengladbach

Deutsche Post AG
Entgelt bezahlt
41199 Mönchengladbach



150 Jahre Evangelische Stiftung Hephata

